Ferdinand Duplessis

, oder

Memoiren eines Mannes.

Geschichte dreier Frauen.

Deutsche Originalausgabe

von

Eugen Sue.

Erster Band.

Leipzig, 1851.
Verlag von Chr. E. Kollmann.

Vorrede.

Der Verfasser dieser Memoiren lebt nicht mehr.

Ich habe ihn lange Zeit gekannt und im vertrauten Umgange mit ihm gestanden; wenig Männer waren von der Natur besser begabt; ich habe selten bessere Herzen als das seinige, einen wohlwollenderen, offeneren und umgänglicheren Charakter, Jemand, der mehr zarte Empfänglichkeit besessen und mehr großmüthigen Gedanken zugänglich gewesen, angetroffen. Mit bewährter Tapferkeit, mit feuriger, oft poetischer Einbildungskraft, einem feinen und scharf beobachtenden Verstande vereinigten sich bei ihm die Vortheile eines beträchtlichen väterlichen Erbes, ein ausgezeichnet schönes Gesicht ... und ich weiß nicht Etwas, das die verschiedensten Charaktere bezauberte und anzog, und selbst Die, von denen man

glauben sollte, daß sie durchaus nicht der Verführung ausgesetzt wären.

Bei so vielen Aussichten des Glückes war Derjenige, von dem ich spreche, nicht allein während eines großen Theiles seines Lebens selbst außerordentlich unglücklich, sondern er hat auch noch viel größeres Unglück bei Andern verursacht, so daß Jeder, der nicht den Schlüssel zu diesem seltsamen Charakter hätte, für ihn nur Widerwillen oder Verachtung empfinden würde, während er uns, wo nicht Theilnahme, doch zum Mindesten Mitleid zu verdienen scheint, denn bis zu dem Tage, wo ich ihm die Augen zugedrückt habe ... sind diesem Manne kostbare Eigenschaften des Herzens geblieben.

Das Lesen dieser Memoiren wird, wie ich glaube, diesen scheinbaren Contrast erklären. Mit Ausnahme geänderter Namen und einiger durch Rücksichten verschiedener Art auferlegten Veränderungen der Orte, sind diese Seiten von ihrem Verfasser geschrieben worden; mit einem außerordentlichen und so zu sagen rückblickenden Gedächtnisse begabt (wenn ein neues Ereigniß seinen Ursprung oder seine Erklärung in einem früheren hatte), Besitzer zahlreicher, während seines Lebens von den ersten Jahren seiner Jugend an gesammelter Notizen,

konnte der Verfasser eine Menge von Personen wieder aufleben lassen.

Nichts verkündet in diesen Seiten den Schriftsteller; es ist kein Werk der Kunst; es ist, wenn man so sagen darf, eine oft barsche Wirklichkeit, aber in der Ansicht des Verfassers (und ich theile sie) muß diese Wirklichkeit ihre moralische Lehre haben.

Das war nämlich die letzte Hoffnung dieses Mannes den ich unglücklich und sein vergangenes Leben bereuend, aber ohne Todesfurcht habe sterben sehen:

— Diese Erzählung ist eine **Buße**, die ich mir auferlegt habe, — sagt er zu mir, — möchte sie auch eine **Lehre** werden!

Ich hatte volle Freiheit, die nothwendigen Weglassungen oder Aenderungen vorzunehmen, zuvörderst, wie ich gesagt habe, aus Schicklichkeits-Rücksichten, denn mehrere Personen dieser Memoiren leben noch heutigen Tages, dann um das Lesen dieser Seiten zu erleichtern, indem ich sie von allem Ueberflüssigen befreite.

Ich habe von diesem Recht nach meiner besten Ueberzeugung Gebrauch gemacht; die meisten der Ereignisse waren mir in ihren geringsten Umständen bekannt, ich habe zuweilen die Weglassungen, von denen ich spreche,

durch die flüchtige Erzählung der Thatsachen ersetzt, die in dem Manuscripte zu ausführlich entwickelt waren.

Ich hatte Anfangs den Gedanken gehabt, aus dieser Erzählung Das wegzulassen, was das Jünglingsalter des Verfassers betrifft, und gleich auf seine Verheirathung zu kommen, aber ich habe geglaubt (und der Leser wird vielleicht diese Meinung theilen), daß der Charakter und die Zukunft des Menschen sich oft in den ersten Handlungen ihrer Kinderjahre und ihrer Jugend offenbaren.

Endlich, da das Leben des Verfassers so innig mit dem von verschiedenen seiner Schulkameraden verschlungen ist, die bereits im Anfange dieser Memoiren ihre eigenthümliche und deutlich ausgesprochene Physiognomie hatten, so habe ich geglaubt, diese Art von Prolog nicht weglassen zu dürfen.

Vor Allem möge sich der Leser nicht durch einige ein wenig kühne Wahrheiten abschrecken lassen, das Ganze des Werkes wird, ich wiederhole es, beweisen, daß es von hoher Moralität ist.

Eugen Sue.

Aux Bordes, den 1. September 1849.

I. Capitel.

Ich bin zu Anfang dieses Jahrhunderts geboren; mein Vater war vor der Revolution Generalpächter; ich habe ihn und meine Mutter verloren, als ich noch in der Wiege lag; ich bin durch meine Großmutter mütterlicher Seits, Frau von Francheville erzogen worden.

Arme Großmutter, ich sehe noch ihr feines, lächelndes Gesicht und ihre schönen schwarzen Augen, deren Glanz das Alter nicht schwächte; bis zu ihrem letzten Augenblicke trug sie ihre weißen, gekräuselten, und nach der alten Mode gepuderten Haare unter ihrer Spitzenhaube; mit sechsundsiebenzig Jahren war sie noch munter, las ohne Brille und aß tüchtig des Abends; wenn sie lachte, und das begegnete ihr oft, ließ sie Zähne sehen, welche den Neid gar vieler jungen Frauen erregen konnten.

Es gab nichts Liebenswürdigeres, nichts Heiterers, als den Charakter meiner Großmutter. Wenige sind in

ihrem Leben glücklicher gewesen als sie. Sie hat wie durch ein Wunder und indem sie immer lachte, die schrecklichsten Zeiten der Revolution durchgemacht, ohne jemals Paris zu verlassen, das sie anbetete, noch ihr Quartier, noch ihr schönes Haus im Marais, in welchem sie geboren war, ein von ihrem Vater, einem der reichen Stadtschultheiße seiner Zeit, erbautes Haus.

Ebenso wie die dauernde Gesundheit meiner Großmutter in Nichts durch die Jahre geschwächt worden war, hatten die ungeheuren, vor ihren Augen vollbrachten revolutionären Ereignisse durchaus nicht ihren Charakter oder ihre Gewohnheiten geändert; nach ihrer Meinung hatte die Revolution die hohe Bürgerschaft wegen der unerträglichen Unverschämtheit der Hofleute gerächt ... Nichts mehr und nichts weniger.

Und dennoch, wie sonderbar, oder vielmehr wie gewöhnlich in solchen Dingen, war meine Großmutter, ohne einen Schatten praktischen Stolzes zu haben, eben so stolz darauf, unter ihren Vorfahren Schöppen, Stadtschultheiße, Standespersonen u. s. w. u. s. w. zu zählen, als der Adel stolz darauf ist, unter seinen Vorfahren Marschälle, Cardinäle u. s. w. u. s. w. zu zählen.

Mit einem Worte, Frau von Francheville sah ebenso natürlicher, ebenso aufrichtiger Weise zwischen der hohen Bürgerschaft, zu welcher sie gehörte, und dem Kleinhandel oder dem geringen Volke denselben Unterschied, als die sehr vornehmen Herren zwischen sich und dem geringen Adel oder den Bürgern sahen.

Bis an das Ende ihres Lebens ist meine Großmutter also Das geblieben, was sie bei ihrem Eintritte in die Welt im Jahre 1760 war, eine Frau der hohen und reichen Bürgerschaft jener Zeit. Wie alle Frauen ihres Standes und ihrer Zeit hatte sich ihr Geist in der Schule Voltaire's, Diderot's und d'Alembert's gebildet, aber ihr Lieblingsschriftsteller war Voltaire: dieser so wesentlich bürgerliche, spöttische Zweifler; der vermessene Spott, die glänzende, leichtfertige und ungezwungene Philosophie des Verfassers des Candide entzückten Frau von Francheville, und erhielten sie in Frieden und in Freude. Jean Jacques Rousseau flößte ihr im Gegentheile eine Art von Zwang und von Furcht ein, er war besonders, wie sie sagte, traurig zu lesen, oft verstand sie ihn sogar nicht.

Trotz diesem Mangel des Verständnisses in Bezug auf Das, was es Zartes und unendlich Menschliches bei Rousseau gab, hatte meine Großmutter ein vortreffliches Herz; aber sie gab mit mehr Freigebigkeit als Verstand; der Anblick eines Armen in Lumpen war ihr moralischer und physischer Weise unerträglich; sie unterstützte großmüthiger Weise das Unglück, das man ihr andeutete, unter der Bedingung, niemals das herzzerreißende Schauspiel des Elends vor Augen zu haben, und Dem zu entgehen, was sie Dankbarkeits-Scenen nannte, welche, wie sie sagte, ihr Lust machten zu weinen und ihre Bescheidenheit in Verlegenheit setzten.

Meine Großmutter gab auch nicht weniger aus Mit-

leiden, als aus einer Art von ziemlich sonderbarem philosophischen Ehrgefühle; sie setzte niemals den Fuß in eine Kirche, und sie hielt darauf, sich ebenso mildthätig im Namen der Menschheit zu zeigen, als Viele es im Namen der Religion sind.

Diese Art von Antagonismus personificirte sich besonders zwischen meiner Großmutter und einer ihrer Nachbarinnen des Marais, der Frau Marquise von Sireval, einer sehr frommen, sehr strengen Frau, deren zahlreiche Almosen Personen einer vielleicht mehr in's Auge fallenden, als aufrichtigen Frömmigkeit vorbehalten waren. Indem sie es sich im Gegentheile zur Pflicht machte, vorzugsweise Die zu unterstützen, welche Frau von Sireval als gottlos ausschloß, hatte Frau von Francheville sich den Beinamen der Vorsehung der Verdammten erworben; sie zeigte vor Allem eine besondere Schwäche für die Mutter gewordenen Mädchen, die immer ohne Erbarmen in dem Hotel Sireval abgewiesen wurden, eine Ausschließung, über welche meine Großmutter die Achsel unter dem Vorwande zuckte: »daß im Alter von fünfzehn bis sechszehn Jahren Nichts natürlicher sei, als einen Liebhaber zu haben, besonders wenn ein armes Mädchen kein anderes Vergnügen hätte.«

Wir müssen gestehen, daß der Anblick dieser Unglücklichen, die sich ihr oft unter den Zügen einer jungen und hübschen Grisette zeigten, der Frau von Francheville in Nichts widerstand; sie lieferte das Kinderzeug, trug die Kosten des Wochenbettes, nahm das Kind als Pathin

an (indem sie gegen keine der Pflichten dieser Pathenschaft fehlte), suchte den Verführer dahin zu bringen, seinen Fehltritt wieder gut zu machen, und in dem entgegengesetzten Falle sagte meine Großmutter als treue Schülerin der Philosophie Epikur's, Voltaire's und der Ninon zu dem armen Opfer:

— Ein anderes Mal, meine Kleine, triff zum Mindesten eine weniger compromittirende Wahl.

Die Moral meiner Großmutter, außerdem consequent in solchen Anempfehlungen, beschränkte sich auf einige gewissenhafter Weise von ihr ausgeübte Vorschriften; ich habe sie von ihrer Hand an einem ihrer Tage der Philosophie niedergeschrieben aufbewahrt.

Diese Lehren, mit denen ich so zu sagen auferzogen bin, haben auf mein ganzes Leben einen solchen Einfluß gehabt, daß ich glaube, sie mittheilen zu müssen.

Hier sind sie:

»Sich so viel und so lange als möglich zu belustigen, »ohne seinem Nächsten Leid zuzufügen.

»Unsere Freunde zu lieben, so lange als sie uns »lieben.«

»Wenn sie undankbar sind, weit davon entfernt, »Schmerz oder Haß gegen sie zu empfinden, sie zu ver»gessen, und besonders sehr schnell Andere zu lieben.«

(N. B. Dieses läßt sich auch anwenden: für die Männer auf ihre Geliebten, für die Frauen auf ihre Liebhaber.)

»Niemals, von wem es auch sein möge, ein ernstes

»Opfer zu verlangen oder zu erwarten, aus dem ein-»zigen Grunde keine getäuschte Hoffnung zu empfinden, »und besonders um nicht genöthigt zu sein sich gleicher »Weise zu opfern.

»Mit anderen Ausdrücken: In den Verbindungen »des Lebens immer nur Das zu verlangen, was man »sich rechtschaffener und strenger Weise zu erwiedern im »Stande fühlt.

»Niemals lange vorausgefaßte Pläne zu fassen, da-»mit man sich nicht für genöthigt hält sie auszuführen, »was fast immer schrecklich langweilig ist.

»Auf den Zufall hin, das Leben zu nehmen, wie es »nach dem Gefallen der Ereignisse und unserer eigenen »Unbeständigkeit kommt und geht.

»Vor Allem sich nicht vorzustellen, daß man diesen »oder jenen Charakter, diese oder jene Meinung »hat oder haben muß, denn dann legt man sich, um gegen »sich selbst consequent zu erscheinen, eine Menge von »Zwang, von Zurückhaltung, von auf die Länge uner-»träglichen Hindernissen oder Verpflichtungen auf. Ohne »zu rechnen, daß man sich eher Dem aussetzt, sich in be-»ständigem Widerspruche mit Diesen oder mit Jenen zu »befinden, als sich darin zu ergeben, sich selbst zu wider-»sprechen, was indessen bei Weitem bequemer und be-»sonders von weit besserem Tone ist.

»So viel als möglich von dem Charakter und der »Ansicht seiner Freunde zu sein, das ist das einzige »Mittel Jedem zu gefallen und ihn zu lieben, denn wenn

»man von einem glücklichen Charakter ist, so liebt man »immer Die, denen man gefällt.

»Niemals Jemand etwas Unangenehmes zu sagen, »selbst Denen nicht, die uns unter dem scheinbaren Vor- »wande der Aufrichtigkeit darum bitten; Jemandem zu »gestehen, daß er dumm, schlecht oder lächerlich ist, würde »ihn durchaus nicht von diesen Unannehmlichkeiten be- »freien, und es steht Hundert gegen Eins zu wetten, »daß unsere Offenherzigkeit, obgleich man darum gebeten »hat, dem Bittenden vollkommen unangenehm sein, und »daß er uns deshalb weniger lieben wird.

»Die ungebührlichen Vorrechte des Adels sind abge- »schafft worden; das war gerecht, aber es ist augen- »scheinlich, daß es immer auf der einen Seite reiche, wohl- »geborene und wohlerzogene Leute geben wird, für die »das Leben ein immerwährendes Fest sein muß, und »auf der anderen arme, ungeschliffene, rohe Teufel ohne »einen Pfennig Vermögen, die der Arbeit und dem »Elende verfallen sind, und die leider nur ebenso ge- »meine Vergnügungen als ihr Dasein haben.

»Ist es nicht ebenso augenscheinlich, daß die Ersteren, »durch die Gewalt der Dinge selbst, zu allen Zeiten »den Zweiten überlegen sind und sein werden?

»Diese Wahrheit muß man sich ganz zu eigen machen, »um nicht zu vergessen, daß, je mehr die Leute abhängig »von uns oder uns untergeordnet sind, desto mehr wir »darauf denken müssen ihnen zu gefallen, ihnen auf eine »zarte Weise nützlich zu sein, um uns von ihnen verehren

»zu lassen. Arme Leute! sie sind gerade dadurch so zu»frieden über dieses rührende Verfahren, weil es von »Jemand kommt, dessen Untergeordnete sie sind.

»Ebenso, wenn man mächtige Freunde hat, so hüte »man sich wohl, jemals Etwas von ihnen zu ver»langen; es würde ihnen zu viel Kummer machen, »unsere Freundschaft für interessirt zu halten ... Diese »Bescheidenheit ist der Luxus der Freundschaft.

»Man muß nachsichtig gegen Andere sein, »um das Recht zu haben, es außerordentlich »gegen sich selbst zu sein.

»Man muß immer das Böse verzeihen, das man uns »zufügt, und sich sagen: Wer weiß, ob ich in einer ähn»lichen Lage nicht ebenso gehandelt haben würde.

»Wir wissen nicht woher wir kommen, wohin »wir gehen und warum wir sind.

»Es gibt keine gewisse Moral; um sich davon zu »überzeugen, braucht man nur die Moral-Prediger zu »lesen, um die schönen Resultate zu sehen, die sie erlangt »haben, seitdem die Welt die Welt ist.

»Nehmen wir daher ganz einfach als Lebensvorschrift »Das an, was in dem Kreise, in welchem wir leben, »geschieht oder nicht geschieht.

»Vor allen Dingen seien wir liebenswürdig und an»genehm, haben wir, wenn es möglich ist, das Bewußt»sein, niemals absichtlich Böses gethan zu haben. Wir »werden weit heiterer sterben ...

»Streben wir niemals nach hohen Tugenden; zu-

»vörderst ist dieses Streben sehr unbescheiden, und dann »ist es mit den hohen Tugenden, wie mit den hohen »Hofstellen . . . man richtet sich in Repräsentationskosten »zu Grunde.

»Bleiben wir daher heiteren Muthes und bei guter »Gesundheit; denn die sich Wohlbefindenden sind fast »immer die Wohlwollenden, und die sich Uebelbefin»denden sind die Uebelgesinnten.

»Genießen wir Alles und mißbrauchen wir Nichts, »um so lange als möglich genießen zu können. Ver»fehlen wir niemals eine Gelegenheit des Vergnügens »und haben wir nur einen Zweck:

»Glücklich zu sein . . . denn die Glücklichen »machen Glückliche.«

Wenn ich darauf gehalten habe diese Vorschriften in ihrer offenherzigen Selbstsucht, in ihrem unverhohlenen Schrecken vor jeder strengen Pflicht, in ihrem Ausdrucke liebenswürdiger Güte ohne Zwang, die bis zum Opfer . . . ausschließlich geht, mitzutheilen, so kommt das daher, weil ich seit meiner Kindheit bis zu meiner ersten Jugend (der Zeit, zu welcher ich meine Großmutter verloren habe), in der Ausübung dieser Theorie erzogen worden bin, welche man die der angenehmen Leute nennt.

Es gibt für den Menschen zwei Arten von Erziehung:

Die Erziehung der Seele, welche er an dem häuslichen Herde durch das Beispiel und durch die Gewohnheit erhält.

Die Erziehung des Verstandes, welche er in der Schule erhält.

Von diesen beiden Erziehungen ist die erste zuverlässig die, welche die tiefsten Wurzeln in dem Herzen des Menschen schlägt und zurückläßt; sie macht ihn gut oder bös, schwach oder stark seinen Leidenschaften gegenüber.

II. Capitel.

. . . .

Ich wurde von meiner Großmutter auf das Gymnasium Saint-Barbe geschickt, obgleich es ihr schwer wurde, sich von mir zu trennen; denn sie verzog mich im eigentlichsten Sinne des Wortes.

Dort erwarb ich mir zwei Freunde, deren Leben enger mit dem meinigen verbunden ist; ich werde daher mit einiger Ausführlichkeit von ihnen sprechen.

Der eine dieser Freunde, der ohngefähr in meinem Alter war, nannte sich Hyacinth Durand; kränklich und leidend, machte ihn seine Schwäche furchtsam. Zur Zeit meines Eintrittes in Saint-Barbe diente er unseren Kameraden als Spielball, fast als Märtyrer. Er weinte immer, wenn man ihn schlug, vertheidigte sich niemals, und nannte sich Hyacinth (ein seltsamer Name für einen Mann), man nannte ihn daher auch

gewöhnlich Mademoiselle. Sein kleines blondes Gesicht, das wo nicht angenehm, doch zum Mindesten voll Sanftmuth und Schwermuth war; die ausgezeichnete Zartheit seiner Gefühle, seine große Empfindlichkeit waren in der That ganz weibisch.

Er war, wie ich, eine Waise, aber er hatte nicht gleich mir die gutmüthigste, die liebevollste der Großmütter. Sah er einen unserer Kameraden fröhlich, eilfertig bei dem Rufe herbeieilen:

— Ihr Vater, Herr so und so, ist da ... Madame so und so, Ihre Mutter, erwartet Sie, so seufzte Hyacinth mit bekümmerter Miene, denn niemals kam Jemand ihn zu besuchen. Eines Tages, nach einem der zum Mindesten wöchentlich einmaligen Besuche meiner Großmutter führte ich sie über die Höfe zurück; in dem Augenblicke, als wir uns trennten, umarmte sie mich mehrere Male, und ich erwiederte ihre Liebkosungen herzlich. Hyacinth befand sich einige Schritte weit von uns; er wandte sich plötzlich um, indem er sein in Thränen gebadetes Gesicht in den Händen verbarg, so schmerzlich empfand er die Entbehrung dieser mütterlichen Zärtlichkeiten. Sein Vormund, ein im Ministerium des Innern Angestellter, war ein geiziger, harter, gallsüchtiger Mann; er flößte Hyacinth eine solche Abneigung ein, daß er es vorzog seine Sonntage und seine Ferien in dem Gymnasium zuzubringen, als auszugehen (wie die Schüler sagen), um diesen wunderlichen Vormund zu besuchen. Dieser hatte außerdem

durchaus keine Aufmerksamkeit für seinen Mündel und vernachlässigte ihn gänzlich. Hyacinth genoß nicht allein keine jener kleinen Annehmlichkeiten, die selbst den Kindern von wenig wohlhabenden Familien zugänglich sind, sondern es fehlte ihm sogar oft an den unentbehrlichsten Dingen, und der schmuzige Geiz seines Vormundes ließ Hyacinth niemals andere Kleider, als die alten dieses Mannes tragen. Gott weiß die wunderliche Haltung des armen, auf diese Weise angethanen jungen Mannes: welche Spöttereien, welche Verfolgungen verursachte ihm dieser lächerliche Anzug, der immer zerrissen war; denn fast bei jeder Erholungsstunde ging Hyacinth wie ein Spielball von Hand zu Hand. Wollte er arbeiten, so dienten seine Bücher, seine Hefte zu Wurfwerkzeugen. Sei es nun Mißtrauen zu sich selbst, oder Ekel, oder durch diese beständige schlechte Behandlung verursachte Entmuthigung, Hyacinth machte keine Fortschritte in den Klassen; er galt in den Augen der Lehrer für einen Faulenzer und Dummkopf.

Ich erhielt indessen späterhin den Beweis, daß Hyacinth, sobald er einmal Vertrauen gefaßt und gewiß war, mit Theilnahme angehört zu werden, seltene Eigenschaften des Geistes und eine für sein Alter merkwürdige Erhabenheit der Gedanken zeigte.

Dieser arme junge Mann ohne Familie, ohne Freunde, immer gescholten, immer geschlagen, immer weinend und von einer solchen Sanftmuth, daß er, statt sich über die Martern zu beklagen, deren Opfer er war, sie viel

mehr verhehlte, dieser arme junge Mann erregte mein Mitleid. Ich war damals fünfzehn und ein halbes Jahr alt, ich war groß und stark für mein Alter. Ich übernahm die Vertheidigung Hyacinth's, und von nun an war seine Ruhe gesichert. Sehr überrascht über einen so unvorhergesehenen Schutz, indem er nicht einmal die Beweggründe davon begriff, suchte mein neuer Freund sie anfangs in einer Voraussetzung, die mich sehr schmerzte; oft nahm ein Stärkerer auf der Schule einen Schwächeren als er unter der Bedingung unter seinen Schutz, daß der Beschützte geduldig die auf folgende Weise ausgesprochenen Befehle ausführte:

— Sklave... hole mir meine Bücher... Sklave, schneide meine Feder u. s. w.

Hyacinth sagte mir also mit seiner furchtsamen und sanften Stimme:

— Ferdinand, Dir verdanke ich, daß man mich seit zwei Tagen nicht mehr quält; Du hast mich ohne Zweifel gegen unsere Kameraden vertheidigt, damit ich Dein Sklave sei? Ich will es mit Vergnügen sein; ich ziehe das Dem vor, Jedermann zum Spielballe zu dienen. Sei nicht zu hart gegen mich; fordere nur das Mögliche von mir ... ich werde mich bemühen Dich zufrieden zu stellen.

— Hyacinth, — sagte ich zu ihm, — ich habe Dich vertheidigt, weil es mich geärgert hat, Jedermann über Dich, der keinen Vertheidiger hat, herfallen zu sehen.

Als Erwiederung meines Schutzes verlange ich nur Deine Freundschaft von Dir.

— Meine Freundschaft ... — antwortete er, auf das Höchste erstaunt, — meine Freundschaft! und wozu?

— Ei ... ohne Zweifel, um einen Freund zu haben ...

— Du! Ferdinand! Du, den Jedermann feiert? Du, der Du so glücklich, so reich bist, wie man sagt? Du, den Jedermann liebt? Welches Bedürfniß kannst Du nach einem Freunde, wie ich bin, haben?

— Am Ende ... ist Dir das Recht?

— Ich weiß nicht ... — sagte er zögernd zu mir, indem er die Sache immer noch unwahrscheinlich fand ... — Das scheint mir ... so außerordentlich.

— Nun denn, mein armer Hyacinth, nimm Dir die Zeit, Dich an diesen Gedanken da zu gewöhnen; ich werde, indem ich Dich erwarte, immer als Freund handeln.

Ich hielt Wort. Hyacinth war endlich von meiner Freundschaft für ihn überzeugt; von nun an suchte er alle Art sinnreicher und zarter Mittel, mir seine Anhänglichkeit und seine Dankbarkeit zu beweisen. Unter andern erinnere ich mich folgender Thatsache, die bedeutsam ist.

Wie ich gesagt habe, galt Hyacinth Durand für einen schlechten Schüler. Unter anderen Beschwerden warf man ihm seine abscheuliche Handschrift vor, ein Vorwurf, der, ich gestehe es trotz meiner Parteilichkeit als Freund, mir begründet schien. Meine Großmutter gab

mir Alles im Ueberflusse, ich bediente mich sogar zu meinen Heften eines kostbaren Velinpapiers, das ich, wie man zu sagen pflegt, vollschmierte, indem ich einen Bogen anwandte, wo der vierte Theil mir genügt hätte. Eines Tages fand ich in meinem Pulte ein Blatt von diesem wie Pappe dicken Papiere, auf welchem in Mitte einer anmuthigen Einfassung von rother und schwarzer Tinte mit einer wundervoll regelmäßigen Handschrift folgende Art von Gleichniß geschrieben stand, das ich immer aufbewahrt habe:

Der Zaunkönig und der Falke.

»Ein armer Zaunkönig ohne Vater noch Mutter, »klein und schwach wie ein wahrer Zaunkönig, diente »einem Schwarme großer, geschwätziger und spöttischer »Vögel, die wie er in ein Vogelhaus eingesperrt waren, »zum Spielballe.

»Erschien der Zaunkönig, so fielen sogleich Häher, »Finken, Drosseln und Goldammern über ihn her, und »verfolgten ihn mehr aus Uebermuth, als aus Bosheit »mit Schnabelstößen. Da der Zaunkönig niemals zu »schreien wagte, so glaubten die großen Vögel vielleicht »ihm nicht weh zu thun, und dann hatte dieser Schwache »so kleine Federn, daß er es kaum fühlen konnte, wenn »man sie ihm ausrisse.... dachten ohne Zweifel die »großen Vögel des Vogelhauses gleichfalls.

»Der Zaunkönig faßte Geduld und hoffte auf den »lieben Gott, indem er zu sich sagte:

»— Gütig, wie er ist, hat er die Zaunkönige nicht »geschaffen, um zitternd und verborgen in irgend einem »Winkel zu bleiben, bei Strafe, wenn sie ihn verlassen, »lebendig gerupft zu werden!

»So klein er auch ist, würde der Zaunkönig doch »gern wie die großen Vögel unter dem Laube herum»fliegen, sich in dem Thaue baden, fröhlich zwitschern, »wenn die Sonne glänzt; früh oder spät werden sich »daher auch die unbesonnenen Vögel, welche ihn quälen, »und deren Herz nicht bös ist, sich am Ende sagen: »Das Leben, das dieser arme kleine Zaunkönig erduldet, »muß sehr traurig sein; es thut weh es zu sehen; haben »wir Mitleiden mit ihm... Belustigen wir uns mit »etwas Anderem.

»Die großen Vögel standen ohne Zweifel im Be»griffe das zu denken, als eines Tages ein Falke, ein »kühner und edler Vogel, der gleichfalls das Vogel»haus bewohnte, die Partei des Zaunkönigs ergriff, »ihn mit seinem Flügel beschützte, ihn mit seinem »Schnabel vertheidigte, und da er einen starken Flügel, »einen harten Schnabel hatte, so wurde der Zaunkönig »von seinen Qualen befreit.

»Ein Falke einen Zaunkönig befreien! Wozu? als »um ihn zu verzehren?

»Das war der Gedanke des Schwachen, sobald er »sich mit seinem tapferen Retter allein sah...

»Aber wer wurde sehr überrascht? Der Zaunkönig.

»Weit davon entfernt, ihn verzehren zu wollen, »liebte ihn der Falke wie einen Freund.

»Ein Falke! Der stolze, muthige Vogel, der so weit »das Auge reicht, fliegt und in die Sonne sieht... »Ein Falke... den furchtsamen Zaunkönig lieben, der »in dem Moose lebt und höchstens bis auf den höchsten »Zweig einer wilden Rose flattert?

»Ja, der Falke, der stolze und muthige Vogel hat »den Zaunkönig geliebt.

»Warum das?

»Weil der Zaunkönig schwach, unschädlich und ge- »quält war.

»Und wie bewies der Zaunkönig seinem Freunde »seine Dankbarkeit?

»Indem er ihn mit seinem ganzen Zaunkönigherzen »liebte, das für die Liebe ebenso groß, als das Herz »des Adlers ist.

»Zuweilen wird indessen der Zaunkönig betrübt und »sagt sich:

»— Der Falke ist ein Vogel der Jagd und des Luxus, »von den vornehmen Herren und den schönen Damen »gesucht, die ihm ihren gestickten Handschuh hinreichen; »früh oder spät wird daher auch der Falke mit goldenem »Glöckchen und Purpurfedern geschmückt das Vogelhaus »verlassen, seinen Flug nehmen und für immer aus den »verblendeten Augen des kleinen Zaunkönigs verschwin- »den, dessen Welt ein Gebüsch ist.

»— Was wird dann aus dem Zaunkönig werden, »wenn er für immer von seinem Freunde getrennt sein »wird?

»— Oh! obgleich ganz klein, ist dieser kleine Vogel »doch ein großer Zauberer . . . Ja, der kühne Falke wird »sich vergebens hoch in die Lüfte erheben, von Berg zu »Berge, von Schloß zu Schlosse fliegen, die Bewunderung »der vornehmen Herren und der schönen Damen durch »seine Anmuth und seine Kühnheit ausmachen, er wird »dennoch niemals von dem Zaunkönig getrennt sein, »der bestimmt ist in seinem Gebüsche zu leben und zu »sterben.

»Ja, der glänzende und kühne Falke wird sich ver»gebens in die Lüfte erheben . . . er wird immer hier »sein.

»Wo denn das?

»In dem Herzen des Zaunkönigs.«

Niemals hätte ich meinen Freund, den Faulenzer, den Dummkopf, für fähig gehalten etwas Aehnliches zu schreiben. Ich war daher um so mehr durch diesen neuen Beweis seiner Freundschaft gerührt.

Hyacinth war ganz Herz, ganz Liebe, aber seine physische Schwäche und seine außerordentliche nervöse Reizbarkeit machten ihn zur feigen Memme; tapfere Leute erbleichen bei dem Anblicke des Blutes, die arme Mademoiselle erbleichte und zitterte an allen ihren Gliedern bei dem Anblicke eines Faustkampfes: das Krampfhafte der Züge der beiden Gegner, der Ausdruck des

Hasses, der sie beseelte, ihre Verwünschungen, ihr Geschrei verursachten Hyacinth ebenso viel Schmerz als Entsetzen; er brach in Thränen aus und schloß unwillkürlich die Augen, um dieser abscheulichen Erscheinung zu entgehen. Hatte ich daher auch einen ungleichen Kampf, so fühlte sich Hyacinth unfähig mir zu Hülfe zu kommen; er weinte, schauderte, aber wenn ich niedergeworfen war, so bat er meinen Besieger um Gnade, indem er sich selbst zum Opfer anbot, um an meiner Stelle geschlagen zu werden, wenn das meinen Gegner zufrieden stellen könnte.

Welcher wunderliche Widerspruch, der Muth der Handlung fehlte Hyacinth, und es lag etwas Stoisches, selbst Heldenmüthiges in seiner duldenden Ergebung in das moralische oder physische Leiden, und er sagte mir, indem er darüber klagte so feig zu sein, daß er es nicht wagte mich zu vertheidigen:

— Es ist nicht die Furcht vor den Schlägen, die mich zurückhält, Ferdinand, ich schwöre es Dir ... Es ist der Anblick dieser zusammengezogenen Gesichter, dieser wüthenden Blicke, dieser durch den Zorn gebleichten Lippen ... Dann verliere ich wider meinen Willen den Muth . . . .

. . . .

III. Capitel.

Ich habe von einer anderen, auf dem Gymnasium Saint-Barbe, ziemlich lange nach meiner Befreundung mit Hyacinth Durand, geschlossenen Freundschaft gesprochen; dieser andere Freund nannte sich Jean Raymond; wie die meisten unserer Kameraden hatte er seinen Beinamen, man nannte ihn Brutus; er war seinem siebenzehnten Jahre nahe. Er war ein junger Mann von mittlerer Größe, behend und kräftig, mit einem braunen, sehr ausdrucksvollen Gesichte; seine stolzen Züge, seine großen, zugleich kühnen und denkenden, schwarzen Augen, seine Wortkargheit, sein Geschmack für die Einsamkeit imponirten uns Allen; man wußte nicht, daß er einen Freund hatte; selten nahm er Antheil an unseren Spielen, es sei denn, daß er als Herr bei ihnen befahl. Handelte es sich um eine Verschwörung, um eine Empörung, so war Jean Raymond die Seele und das Haupt derselben, wenn jeden Falles die Verschwörung

und Empörung ihm durch eine schlagende Ungerechtigkeit gerechtfertigt schien. Wo nicht, so verweigerte er seine Mitwirkung. War die Verschwörung entdeckt, so erduldete er ohne ein Wort zu sagen die Strafen, indem er sich in Bezug auf seine Mitschuldigen unerforschlich zeigte. Seinen Beinamen Brutus hatte er durch seine hohe Verehrung erhalten, die er für die Republikaner Roms und Spartas an den Tag legte, deren Heldenthaten wir täglich übersetzten.

Zuweilen nannte man Jean Raymond auch den Tyrannen, nicht als Anspielung auf die Herrschaft, die er über uns ausübte, sondern weil er von dem Kaiser Napoleon nicht sprechen konnte, ohne ihn den Tyrannen zu nennen und ihn zu verfluchen. Ich erfuhr späterhin das Geheimniß dieser Abneigung. Wir müssen außerdem sagen, daß Jean Raymond nicht von einem Alter mit uns war; bei Weitem weiter als wir Alle, verdankte er seiner ersten Erziehung und einigen seltsamen Umständen eine Reife des Verstandes, eine Strenge der Grundsätze, eine Gewalt der Sprache und des Geistes, die sehr ungewöhnlich und merkwürdig waren, wenn man bedenkt, daß er damals erst siebenzehn Jahr alt war.

Trotz seines scheuen Charakters, trotz seiner häufigen Empörungen war Jean Raymond einer der besten Schüler von Saint-Barbe, und der erste in der Mathematik, hatte er gewöhnlich bei der großen Prüfung glänzende Erfolge; unsere Lehrer zeigten sich daher auch

nachsichtig gegen seinen Charakter als Verschwörer; er war unter uns mehr gefürchtet, als geliebt. Seine Energie, sein Muth, seine Ueberlegenheit des Verstandes flößten uns eine unwillkürliche Nachgiebigkeit ein: aber Niemand suchte seine Freundschaft, und er auch von Niemanden.

Vielleicht durch die Schwierigkeit des Unternehmens gereizt, versuchte ich mehrere Male eine, ein wenig vertraulichere Unterredung mit Jean Raymond anzuknüpfen, die eisige Steifheit dieses seltsamen jungen Mannes wies mein Entgegenkommen immer zurück, und ich grollte ihm lange über seine stolze Zurückhaltung.

Eines Tages hatte ein kräftig geworfener, elastischer Ball Hyacinth Durand in das Auge getroffen; der Schmerz war so heftig, daß Mademoiselle lautes Geschrei ausstieß.

Jean Raymond kam an uns vorüber, er zuckte die Achseln und sagte mit seiner barschen Stimme zu dem Leidenden:

— Du hast mit Recht den Namen ... Mademoiselle, Weichling wie ein Weib!

— Ich möchte Dich an seiner Stelle sehen, Brutus, — rief ich aus, indem ich mich an Jean wandte. — Obgleich Du Brutus bist, würdest Du doch noch weit lauter als Hyacinth schreien, wenn Du wie er diesen Ball in das Auge erhieltest.

— Raffe den Ball auf und versuche es, — sagte Jean Raymond mit einer Miene verächtlicher Herausforderung

zu mir, indem er sich mit übereinandergeschlagenen Armen vor mich hinstellte und mir in das Gesicht blickte.

In einer ersten Regung des Zornes, und ebenso sehr um Hyacinth zu rächen, als um diese Prahlerei zu strafen, raffte ich den Ball auf und warf ihn mit so vieler Kraft, daß ich Jean Raymond über dem Auge traf; fast sogleich schwoll sein Augenlid an und wurde bläulich; der Schmerz mußte heftig sein; Brutus stieß gefühllos nicht eine einzige Klage aus, und sagte geringschätzend zu mir:

— Habe ich geschrien?

Hierauf wandte er mir den Rücken, ohne daß er sich an mir zu rächen suchte, obgleich er ebenso tapfer als kräftig war.

Ich gestehe, daß ich nichts Stolzeres, nichts Heroischeres in meinen klassischen Erinnerungen an Rom und Sparta fand. Jean Raymond schien mir nun unermeßlich groß; mein Groll wich einer Art von schwärmerischer Bewunderung, und indem ich ihm nachlief, sagte ich zu ihm:

— Raymond, ich habe Dir feiger Weise weh gethan ... Du müßtest Dir Genugthuung nehmen ...

— Nein, — erwiederte er barsch, — ich hatte Dich dazu herausgefordert.

Und er entfernte sich.

Ich holte ihn wieder ein und fügte hinzu:

— Du bist großmüthig gegen mich gewesen, und ich bitte Dich wegen der Schmerzen um Verzeihung, die ich

Dir feiger Weise zugefügt habe, ich bereue es. Um es Dir zu beweisen, bitte ich Dich darum, uns Freunde sein zu lassen! ...

— Freunde! — sagte er zu mir, indem er mich von Kopf bis zu den Füßen maß, wie als ob meine Anmaßung ihm übertrieben geschienen hätte, und er fügte trocken hinzu: — ich schließe keine Freundschaft so schnell.

— Aber was muß ich thun, um Deine Freundschaft zu erlangen?

— Das Gegentheil von Dem sein, was Du bist.

— Und was bin ich denn?

— Nichts.

— Nichts?

— Oder vielmehr Du bist faul, unwissend, leichtsinnig, Du bist ohne Charakter, ohne Energie.

— Ich! ich habe mich noch gestern zwei Mal geschlagen!

— Ja, aus Zorn oder aus albernem Eigendünkel. Du weichst vor keinem Faustschlage zurück, aber Du hast weder Verstand noch Festigkeit; Du bist unbesonnen, ein Schwätzer. Zur Zeit der Verschwörung des großen Schlafsaales ist Alles durch Verrath entdeckt worden.

— Ich, ein Verräther!

— Du hast geplaudert. In einem solchen Falle heißt sprechen ebenso viel als verrathen. Du bist außerdem ein Lügner, und ich verachte die Lügner.

— Was willst Du? zuweilen lüge ich ... wie ein Anderer ... vielleicht um nicht bestraft zu werden.

— Das ist Feigheit, Du bist außerdem auf eine lächerliche Weise eitel.

— Worin?

— In Allem. Wenn Du des Sonntags ausgehst, bist Du wie ein Mann von fünfundzwanzig Jahren geputzt, Du spielst den Herrn; Du allein hast hier eine goldene Uhr mit Berlocken, und Du verlierst keine Gelegenheit, mit Deiner Uhr zu prahlen, und dann bist Du ohne Herz.

Niemals hatte Jean Raymond seit seinem Eintritte in Saint-Barbe so lange mit irgend Einem von uns gesprochen, und obgleich ich damals ein sehr schlechter Beobachter war, so bemerkte ich doch, daß Brutus bei jedem der Vorwürfe, die er an mich richtete, die Unterhaltung abbrechen zu wollen schien, und sie dann wie wider seinen Willen fortsetzte; von allen seinen Grobheiten war die einzige, welche mich verletzte, folgende:

— Du bist ohne Herz. — Ich sagte daher auch voll Bitterkeit zu ihm:

— Ich! ... ich habe kein Herz!

— In der That ... doch ... ein wenig, — fügte Jean Raymond hinzu, indem er sich an Etwas zu erinnern schien. — Du hast Hyacinth unter Deinen Schutz genommen; Jedermann schlug ihn, schimpfte ihn; Du hast ihn vertheidigt; das zeigt zum Mindesten von ein wenig Herz.

— Du siehst wohl ... Ich habe ein wenig.

— Das ist möglich ... aber ich verlange bei meinem Freunde viel Herz.

Und Jean Raymond verließ mich plötzlich.

Trotz der rauhen Offenherzigkeit von Brutus' Vorwürfen glaubte ich auf seinen Zügen mehr Theilnahme für mich zu lesen, als er mir bezeugen zu wollen schien. Am Ende unserer kurzen Unterhaltung hatte sich die beißende Bitterkeit seiner Stimme gemildert, und als er zu mir gesagt hatte: Du hast ein wenig Herz, glaubte ich zu bemerken, daß er sich in einer ersten, bald unterdrückten Regung anschickte, mir die Hand zu reichen.

Und, wie wunderlich, die Vorwürfe Jean's spornten mich an; ich arbeitete mit einem Eifer, dessen ich mich nicht für fähig hielt. Ich erlangte einige gute Plätze; ich ging offen einer Strafe entgegen, indem ich einen verborgenen Fehler eingestand; ich schlug mich weniger blindlings; ich ließ meine Uhr und meine Berlocken in der Tasche, statt sie immer eitler Weise vorzuzeigen. Endlich, zur Zeit einer merkwürdigen Verschwörung, die der Lampen genannt (einer rechtmäßigen Empörung, denn Brutus hatte die Leitung derselben übernommen, und sie mit seinem gewöhnlichen Muthe und seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit ausgeführt), legte ich einen Beweis von so viel Entschlossenheit und Verschwiegenheit ab, daß am Tage nach der Geschichte Jean Ray-

mond, wie ich in den Carcer des Gymnasiums eingesperrt, zu mir sagte, indem er mir die Hand reichte:

— Ferdinand, wenn Du jetzt willst . . . so laß uns Freunde sein . . .

Bei diesen Worten glich meine Freude meiner Ueberraschung, und bald ging eine gänzliche Umgestaltung bei Jean Raymond vor. Seine zuerst gebieterische, herbe Sprache wurde voll Freundschaft; seine barschen Züge wurden gerührt; das vermeintliche Herz von Erz öffnete sich endlich, und ich fand darin Schätze von Zartgefühl und Empfindsamkeit, die Mademoiselles würdig waren. Ich konnte von meinem Erstaunen nicht zu mir kommen; ich verhehlte es Jean nicht, indem ich ihn fragte, warum er das Anerbieten meiner Freundschaft so lange zurückgewiesen hätte.

— Ich fühlte mich zu Dir hingezogen, — antwortete er mir lächelnd. — Ich habe mich vergebens dagegen gesträubt, ich habe dem Reize nachgegeben.

— Warum hast Du nicht auf der Stelle nachgegeben, Jean?

— Weil für einen schrecklichen Mathematiker, wie ich, mir mein Halbwille der Freundschaft für Dich nicht logisch schien, und ich will Dir sagen warum: ich würde Dich beständig über Deine Fehler schelten, Du würdest Dich nicht bessern, ich würde wüthend darüber sein, Dir Beleidigungen sagen und Dich darum nicht weniger lieben. Am Ende ist das besser, als wie als Wolf und und ohne Freund zu leben.

. . . .

Meine neue Freundschaft ließ mich Hyacinth Durand nicht vergessen, ich sagte an demselben Tage zu Jean:

— Bevor ich Dein Freund war, war ich mit Mademoiselle befreundet; wenn ich ihn jetzt verließe, so würde er sehr unglücklich sein; er würde sich nicht beklagen und im Stillen weinen; er ist schüchtern und furchtsam wie ein Mädchen, aber er ist so liebreich, so ergeben, besonders so dankbar dafür, daß man ihn liebt, daß Du erlauben müßtest, daß er als Dritter in unserer Freundschaft sei, und mich nicht zwingen, ihn aufzugeben ....

Bei diesen Worten rief Jean Raymond im Tone des Vorwurfes aus:

— Ich Dich zwingen, Hyacinth zu verlassen! Du wärest also dieser Undankbarkeit fähig? ...

— Nein, Jean! nein, gewiß nicht ..... Aber am Ende ..... wenn ich durchaus zwischen Dir und ihm wählen müßte ... so ... so ...

— Würdest Du vielleicht diesen armen jungen Menschen aufgeben, der nur Dich zum Freunde, zur Stütze hat, um mit meiner Freundschaft zu prunken? wie mit Deiner Uhr mit Berlocken, nicht wahr? — fuhr Jean voll Zorn fort. — Ich sagte es Dir wohl! wir werden uns niemals verstehen können! Das fängt schon an! Wo der Teufel habe ich auch einen Freund wie Du gesucht!

Betrübt über den derben Verweis Jeans, erwiederte ich:

— Ich habe Unrecht gehabt, vom Aufgeben Hyacinth's mit Dir zu sprechen, das ist wahr, aber zum Mindesten war mein Gedanke gut; er bewies Dir, daß ich meinen ersten Freund nicht vergaß.

— Ei mein Gott! ja! — erwiederte Raymond ein wenig besänftigt, aber indem er die Achseln zuckte, — ja, Dein erster Gedanke war gut, aber Du hast ihn verdorben, Du hast nicht den Muth gehabt, mir frei heraus zu sagen: ich werde Dein Freund sein, aber ich will auch der Freund Hyacinth's bleiben.

— Du hast Recht . . .

— Und hatte ich Unrecht, als ich Dir den Vorwurf machte, daß Du nur den Muth hättest, Faustschläge auszutheilen oder zu empfangen?

— Nein, Jean, ich fürchte den Kampf nicht; aber es gibt eine Menge von Dingen, die ich Dir nicht zu sagen wage, aus Furcht, Dir Schmerz zu verursachen oder Dich zu verletzen.

— Man verletzt im Gegentheile die Leute mit diesen Schonungen, mit diesen Schwächen des Charakters . . . wie mich soeben.

— Ich habe Dich verletzt?

— Zuverlässig, mich für fähig zu halten, Deinen Bruch mit Hyacinth zu verlangen!

— Ich danke Dir, Jean, ich danke Dir; demnach also willigst Du ein, daß Mademoiselle nicht ganz

allein bleibt? daß er zuweilen während der Erholungsstunden mit uns geht?

— Bei Gott, — antwortete mir Raymond lächelnd, — eine Mademoiselle, das hat Nichts zu bedeuten.

Als ich Hyacinth meine neue Freundschaft für Raymond mittheilte, indem ich meinem ehemaligen Freunde dabei versicherte, daß er zu unserem Trio gehören würde, versuchte der arme junge Mann zu lächeln, zufrieden zu scheinen, und antwortete mir:

— Oh! um so besser! ... Wir werden drei Freunde statt zwei sein, und ...

Er vermochte nicht auszusprechen, Thränen kamen ihm in die Augen, und indem er seine Gemüthsbewegung zu verbergen suchte, sagte er:

— Ja ... es ist besser zu Drei zu sein ... statt zu Zwei, das ist lustiger. — Und er fügte mit herzzerreißender Miene hinzu: — Und dann weißt Du am Ende, Ferdinand, daß ich nicht das Recht habe, einen Willen zu haben .... Es ist schon viel, daß Du Freundschaft für mich hast, den Jedermann zurückwies.

. . . .

In unseren vertrauten Umgang zugelassen, zeigte Hyacinth die größte Bescheidenheit in seinen Beziehungen mit uns, aus Furcht uns beschwerlich zu fallen oder uns zur Last zu sein: wie viele Male sind Raymond und ich genöthigt gewesen zu ihm zu gehen, ihn beim Arme zu nehmen, und ihn bei unseren Gesprächen und unse-

ren Spaziergängen zum Dritten zu machen. Dann wurde sein Blick feucht, und er dankte uns gerührt. Allmälig verschwand sein Zwang, oft hielt er uns unter dem Zauber seiner engelgleichen Seele: ein Nichts, ein auf einer kleinen Blume sitzendes Insect, ein im Sande des Hofes gewachsener Grashalm flößte Hyacinth die rührendsten, die zartesten religiösen Gedanken ein. Eines Tages sagte er zu uns:

— Wie gütig, wie väterlich sich der liebe Gott gegen die Geringen und die Kleinen zeigt! Er hat diesem Grashalm, diesem Insect ein ebenso vollständiges Leben verliehen, als das der größten Bäume und der größten Geschöpfe . . .

Dieses vortreffliche und ergebene, immer mitfühlende Herz für das, was schwach und unschädlich wie er war, fand in seiner Geringfügigkeit selbst einen Grund, Gott zu preisen und zu verherrlichen.

Jean Raymond hatte auch einen sehr entschiedenen religiösen Sinn. Aber für ihn bedeutete Gott Gerechtigkeit, wie für Hyacinth Gott Liebe bedeutete.

Was mich anbetrifft, so gestehe ich, daß ich in diesen Sachen das Echo war, welches den Ton wiederholt, der Spiegel, der den Gegenstand zurückwirft, um sich darüber zu täuschen; mit Hyacinth wurde ich gerührt, mit Jean empörte ich mich gegen die Ungerechtigkeit, und zwar aufrichtiger Weise, und von Grund

meines Herzens. In diesen Augenblicken hätte ich meine Gefühle durch Handlungen an den Tag gelegt; ich hatte indessen weder die Liebe für Alles und für Alle, wie Hyacinth, noch den Geist unbeugsamer Billigkeit wie Jean Raymond.

IV. Capitel.

Ein charakteristischer Umstand wird Jean Raymond noch besser schildern.

Es war im Jahre 1815 (nach der zweiten Restauration), bei einem unserer Gymnasiasten-Spaziergänge auf den Boulevards. Die Kirche St. Magdalena befand sich damals im Bau, ihr unermeßlicher Bezirk enthielt ein Lager fremder Truppen; der Lehrer, welcher unseren Spaziergang leitete, willigte auf unser Verlangen ein, das Lager zu besuchen, in welchem, wenn ich mich recht erinnere, russische Kürassiere und reguläre Kosacken lagerten.

Ich ging neben Jean Raymond, Hyacinth vor uns; wir gelangten auf eine Art von Altan, welcher heut zu Tage der Kirche zur Vorhalle dient, da aber damals die Stufen noch nicht gelegt waren, so erhob sich dieser Altan steil um zwölf bis fünfzehn Fuß

hoch über den Boden; Jean Raymond hatte seinen Platz verlassen, um von der Höhe dieses Altans hinabzublicken; plötzlich sah ich ihn sich bücken, mit beiden Händen einen großen Stein ergreifen, ihn, als ob er zielte, fallen lassen, und dann regungslos und mit übereinander geschlagenen Armen auf seinem Platze bleiben. Als der Stein geworfen, hörten wir sogleich Geschrei des Schmerzes und des Zornes; ich näherte mich mit Hyacinth rasch Jean, und wir erblickten am Fuße der Erhöhung, auf welcher wir uns befanden, einen auf beide Knie gesunkenen Kosacken mit rother Jacke; er stieß schmerzliches Stöhnen aus, indem er sich die Schulter rieb; andere russische Reiter fluchten, indem sie Jean Raymond, der immer noch gleichgültig auf der Höhe des Altanes stand, ihre Säbel zeigten.

Nach Verlauf einiger Augenblicke eilte unser Lehrer herbei, ergriff Jean bei dem Arme und rief ganz bestürzt aus:

— Ach, Unglückseliger, was haben Sie gethan!

— Ich habe diesen großen Stein auf den Kopf des Kosacken werfen wollen, — erwiederte Jean kaltblütig; — unglücklicher Weise habe ich ihn nur an die Schulter getroffen . . .

— Aber Sie haben ihn vielleicht schwer verwundet, — rief der Lehrer, — Sie liefen Gefahr ihn zu tödten.

— Das war um zu sterben, — antwortete Jean einfach.

— Was sagen Sie? — rief der Lehrer aus, indem er voll Entsetzen die Hände faltete, — und warum diesen Soldaten tödten?

— Weil er ein Kosack ist, — erwiederte Jean, — und die Kosacken in Lothringen feiger Weise die Frauen, Kinder und Greise ermordet haben!

— Aber die Kameraden dieses Soldaten eilen herbei, um ihn zu rächen, Sinnloser, der Sie sind! — erwiederte der Lehrer wahrhaft erschreckt. — Sehen Sie sie da unten, wie sie diese Leiter... voll Getümmel und den Säbel in der Hand hinaufsteigen?

— Sie mögen kommen! — antwortete Raymond, — ich erwartete sie. Wenn dieser Kosack allein gewesen wäre, so würde ich nicht gesucht haben ihn zu tödten; ich wäre feig gewesen...

Wir waren bestürzt und begeistert zugleich über die Entschlossenheit Jean's; ohne Zweifel von dem Vorfalle unterrichtet, kamen mehrere russische Officiere, von ihren Streitern begleitet auf den Altan, der eine dieser Officiere sprach Französisch; er erkundigte sich, wo der Lehrer wäre, der uns führte, ging zu ihm, und sprach leise und voll Aufregung mit ihm. Es handelte sich ohne Zweifel darum, dem unvorsichtigen Schüler eine derbe Lection zu geben, indem man ihn erschreckte. Als er mit den russischen Officieren zurückkehrte, sagte daher der Lehrer mit bestürzter Miene zu Jean Raymond:

— Ach! mein Gott, was haben Sie gethan! Diese Herren werden Sie verhaften.

— Und Sie erschießen, — fügte der Officier hinzu, welcher Französisch sprach, — Sie erschießen, weil Sie beinahe einen meiner Kosacken getödtet haben.

Jean zuckte die Achseln.

— Ja, Sie werden auf der Stelle erschossen werden, — begann der Officier wieder, — es sei denn, daß Sie knieend wegen Dessen um Verzeihung bitten, was Sie gethan haben!

— Ich kniee nicht, — antwortete Jean, — ich bitte nicht um Verzeihung.

— Zum Mindesten bereuen Sie es, — sagte der Officier, ohne Zweifel von dem Muthe dieses Jünglings überrascht. — Sagen Sie an . . . bereuen Sie es?

— Nein.

— Demnach würden Sie von Neuem beginnen?

— Ja.

Und es war dem Lehrer und den Officieren unmöglich, etwas Anderes aus Jean Raymond herauszubringen.

Als er den Carcer verließ, in den er wegen dieses Angriffs auf einen Kosacken acht Tage lang eingesperrt wurde (Hyacinth und ich trauerten um unseren Freund, indem wir uns aller Erholungsstunden bis zu seinem Austritte aus dem Gefängnisse enthielten), als er den Carcer verließ, erklärte uns Jean Raymond seinen Haß gegen die Kosacken ausführlicher; wir anderen Kinder bekümmerten uns eben nicht um die Politik; was mich

anbetrifft, so hatte ich durch die alten Freunde meiner Großmutter von dem Einfalle der Fremden und der Restauration, wie von einem großen Glücke für Frankreich sprechen hören; aber als Jean uns die in der Champagne und in Lothringen von den Preußen und den Kosacken begangenen Greuel erzählt hatte, schloß er seine Erzählung mit folgenden Worten:

— Ein Kosacke ist kein Soldat, er ist ein wüthendes Thier, das man überall tödtet und wie man es vermag, mit Steinwürfen oder mit Mistgabeln, in Ermangelung eines Gewehres.

Ich theilte die Empörung Jean's, indem ich im Grunde der Seele bedauerte, nicht auch meinen Stein auf einen Kosacken geworfen zu haben.

Hyacinth schauderte an seinem ganzen Körper, und erwiederte schüchtern:

— Indessen, Jean . . . einen Menschen zu tödten?

— Ich habe gesagt, daß ein Kosack kein Mensch ist, — rief Jean mit vor Zorn funkelnden Augen.

— Nein, er ist kein Mensch! — rief ich nicht minder erzürnt als mein Freund. — Jean hat es gesagt, ein Kosack ist ein wüthendes Thier, das man tödtet, wie man es vermag.

Bei diesen Worten legte Hyacinth schaudernd seine Hände vor die Augen, und stammelte schüchtern:

— Tödten . . . tödten . . . das ist sehr schrecklich . . . mein Gott! tödten . . . weil man getödtet hat . . . Wäre

es nicht besser zu verzeihen ... sich zu bestreben Die gut zu machen, welche böse sind.

Jean brach in ein spöttisches Gelächter aus.

Natürlicher Weise ahmte ich ihm nach, und der arme Hyacinth stammelte ganz verwirrt:

— Es ist wahr, was ich Euch da sage, ist nicht tapfer ... meine Freunde ... Entschuldige mich, Jean ... und Du auch, Ferdinand; aber ... ich verstehe Nichts von der Rache; das ist nicht meine Schuld ... Ich kenne nur die Verzeihung, — fügte das sanfte und treuherzige Wesen mit einem solchen Ausdrucke von Güte hinzu, daß ich, nachdem ich einen Augenblick vorher die grimmige Begeisterung Jean's getheilt hatte, mein Herz gerührt werden fühlte, und ohne die Furcht, Brutus feig und lächerlich zu scheinen, hätte ich in diesem Augenblicke die Worte Hyacinth's wiederholt.

— Du hast Recht, meine arme Mademoiselle, — antwortete Jean unserem Freunde mit einem Ausdrucke freundschaftlichen Mitleids. — Nein, Deine sanfte und zarte Seele kann .... darf die Rache nicht begreifen ...

— Nein, — fügte ich in dem grimmigsten Tone hinzu, — man muß die Rache energischen Charakteren überlassen, mein armer Hyacinth!

. . . .

Jean Raymond, für sein Alter sehr weit vorgerückt, war, wie man sieht, mit einem Charakter von ungewöhn-

licher Härte begabt. Die Unbeugsamkeit seiner Grundsätze, die Ueberspanntheit seiner Meinungen, verriethen indessen andere Einflüsse, andere Beispiele, andere Lehren als die unserer Erziehung im Gymnasium. Brutus hatte oft mit mir voll Rührung von seiner Mutter gesprochen; besonders bei diesen Ergießungen konnte ich die in dieser Seele, die dem Anscheine nach so rauh war, enthaltenen Schätze von Zartgefühl würdigen. Was seinen Vater anbetrifft, so hatte mir Jean ein einziges Mal gesagt:

— Mein Vater ist todt.

Und der Ausdruck seiner Züge war plötzlich so schmerzlich, so grimmig geworden, daß ich niemals auf diesen Gegenstand zurückzukommen wagte. Jean hatte mir auch von seinem Onkel erzählt (dem Bruder seiner Mutter), den er sich erinnerte zwei bis drei Male in seiner Kindheit und nur während der Nacht gesehen zu haben. — Dieser Onkel bewohnte ein fremdes Land, — hatte Jean verlegen hinzugefügt. Ich glaubte, daß sich irgend ein Geheimniß an das Leben dieses Verwandten knüpfe, und seitdem sagte ich aus Schonung meinem Freunde kein Wort mehr über ihn.

Eines Sonntags Abends sagte Raymond, von seiner Mutter zurückgekehrt, mit ganz vergnügter Miene zu mir:

— Ferdinand, meine Mutter wünscht Dich zu sehen.

— Wahrhaftig?!

— Ich habe oft von Dir als von meinem Freunde gesprochen, sie hat mich gebeten, Dich nächsten Sonntag

zum Vesperbrode mitzubringen ... Du wirst kommen? nicht wahr?

— Sieh' nur, — sagte ich zu Jean, nicht weniger vergnügt als er, — wie sich das trifft.

— Wie?

— Meine Großmutter wünscht Dich auch zu sehen; vorhin hat sie zu mir gesagt: »Aber bringe mir doch Deinen Kameraden Raymond mit, den Du so sehr liebst, wie auch Deinen anderen Freund ... Ihr könnt den Sonntag zum Mittagessen zu mir kommen, und besonders sag' Deinen Freunden, daß sie nicht zu viel Furcht vor der Großmutter haben!« und ich habe versprochen, daß ich Euch mitbringen würde.

— Was mich anbetrifft, so hast Du wohlgethan zu versprechen; Du kommst zu meiner Mutter, es ist ganz natürlich, daß ich zu Deiner Großmutter gehe ... Aber Du hast vielleicht Unrecht gehabt zu versprechen, Hyacinth mitzubringen.

— Warum das?

— Wie Du weißt, ist der arme Mensch eine Waise. Seine Empfindlichkeit ist außerordentlich ... Ihn in unsere Familie einzuführen ... wo er mit jedem Augenblicke hören würde: Mein liebes Kind ... mein lieber Sohn ... hieße ihn Dem aussetzen, seine Verlassenheit mit den Liebesbezeugungen zu vergleichen, mit denen wir umgeben sind, und ihm vielleicht einen um so heftigeren Kummer zu verursachen, als er ihn unterdrücken muß? Was meinst Du dazu?

— Was Du da sagst, ist wahr, Jean, ich erinnere mich jetzt, daß Hyacinth dermaßen erschüttert gewesen ist, meine Großmutter mich umarmen zu sehen, daß er seine Thränen nicht hatte unterdrücken können.

— Und das ist es, was sich ohne Zweifel ereignen würde, wenn wir ihn in unsere Familie führten; das wäre für ihn ein Leiden; ich habe daher auch Nichts beschließen wollen, ohne uns zu berathen, und habe meiner Mutter geantwortet, daß ich vielleicht Hyacinth nicht mitbringen würde.

— Glücklicher Weise habe ich ihn von der Einladung meiner Großmutter nicht benachrichtigt.

— Dann, Ferdinand, ist es am Besten, wir sagen Hyacinth Nichts, bevor wir nochmals überlegt haben; denn es ist vielleicht auch zu viel Bedenklichkeit, ihn eines angenehmen Tages zu berauben, ihn, welcher deren so wenige hat. Jedenfalls keine Unbesonnenheit, geh' nicht so weit, Dich zu vergessen und mit mir in seiner Gegenwart von unseren Plänen für den Sonntag zu sprechen. Er würde sich für ausgeschlossen von dieser kleinen Vergnügungs-Partie halten, und das Herz würde ihm darüber bluten. Das Beste ist also, bis auf neue Ordre in seiner Gegenwart über unsere Pläne für den Sonntag zu schweigen.

— Du hast Recht, Jean, dann gänzliches Schweigen.

— Wenn Du es halten kannst.

— Ah so, Du hältst mich also für sehr unbesonnen, für sehr geschwätzig?

— Ja, — antwortete Brutus.

Und er hatte Recht.

Am Donnerstage gaben wir uns, Hyacinth, Jean und ich bei dem Spaziergange den Arm. Meine Großmutter wohnte in der Nähe des Place Royal; Brutus' Mutter oben in der Faubourg Saint-Antoine. Wir gingen an dem Eingange der Straße dieses Namens auf dem Platze der Bastille vorüber, als ich unbesonnen zu Raymond sagte:

— Weißt Du, daß wir nächsten Sonntag eine große Strecke Weges zurückzulegen haben, um von Dir zu meiner Großmutter zu gehen?

Raymond hätte mir beinahe mit dem Absatze seines Stiefels als eine Warnung den Fuß zertreten; es war zu spät; Hyacinth hatte mich gehört. Plötzlich wurde er, trotz seinen Bemühungen, seinen Kummer unter dem Scheine einer künstlichen Heiterkeit, die uns das Herz beklomm, zu verbergen, tiefsinnig und traurig. Der Spaziergang endigte sich schweigend; als wir, Jean und ich, in das Gymnasium zurückgekehrt, sagte er ungestüm zu mir:

— Diesen armen Hyacinth durch Deine alberne Geschwätzigkeit so grausam zu verletzen! er wird sich von unseren Verwandten für verschmäht halten.

Dann fügte Jean mit zunehmender Empörung hinzu:

— Du stellst Dir also nicht vor, was er leiden muß? Du versetzest Dich also nicht an seine Stelle?

— Es ist nicht zu ändern, ich bedaure meine Plauder-

haftigkeit; aber es gibt ein Mittel Alles wieder gut zu machen, nämlich Hyacinth einzuladen.

Jean zuckte die Achseln.

— Ihn nachher einzuladen, wie als ob man sich eines Anderen besönne, und aus Mitleid, das ist noch schlimmer! Zwei Demüthigungen für eine. Aber, da sieh, siehst Du ihn?

Und von dem großen Hofe aus, wo wir uns zur Stunde des Vesperbrodes befanden, zeigte mir Raymond in der Ferne den armen Hyacinth, der, sein Brod auf dem Schooße und im Stillen weinend, allein auf einer Bank saß.

— Das thut mir weh, — rief Jean, — ich kann ihn nicht so unglücklich sehen: man muß ihm Alles gestehen ... Komm.

— Was fällt Dir ein? — rief ich, — daß Du wagen willst ihm so viel Kummer zu verursachen! Zu wagen ihm mitzutheilen, daß ...

— Ja, ich werde es wagen aufrichtig zu sein, — erwiederte Raymond, indem er mich unterbrach und die Achseln zuckte, — ja, ich werde es wagen Hyacinth zu trösten, ich werde es wagen seinen Schmerz zu stillen; um so schlimmer für Dich, wenn Du nicht den Muth dazu hast... Geh'! Du wirst immer Derselbe sein.

Und ohne meine Antwort abzuwarten, eilte Brutus gerade auf unseren Freund zu. Dieser war so in seinen Schmerz versunken, daß er uns nicht herankommen sah; bei der Stimme Jean's stand er ganz überrascht auf

und suchte sein Gesicht abzuwenden, um uns seine Thränen zu verbergen.

— Du weinst, mein armer Hyacinth, — sagte Raymond mit rührender Stimme zu ihm. — Ich weiß, was Dich betrübt.

— Was willst Du damit sagen, Jean?

— Ich gehe nächsten Sonntag zu Ferdinand's Großmutter zum Mittagessen, und er soll zu meiner Mutter zum Vesperbrode kommen; unsere Verwandten, welche wissen, wie sehr wir Dich lieben, hatten uns gebeten Dich gleichfalls mitzubringen...

Hyacinth machte unwillkürlich ein Zeichen des Zweifels. Jean begann wieder:

— Du weißt, daß ich niemals lüge... Glaube mir daher; ich wiederhole es Dir, unsere Verwandten hatten Dich gleichfalls eingeladen.

Die Züge Hyacinth's erheiterten sich; Raymond fuhr fort:

— Aber höre, was uns abgehalten hat Dir diese Einladung mitzutheilen, — fügte Jean mit bewegter Stimme hinzu, — wir haben gefürchtet, daß, wenn Du uns in unserer Familie mit jenen Liebkosungen, die Du, mein armer Freund, nicht kennst, überhäuft sähest, Dir das weh thun würde, denn wir kennen Deine Empfindlichkeit. Nun sind wir, indem wir zögerten Dir diese Einladung mitzutheilen, übereingekommen, Dir Nichts zu sagen, bevor wir reiflich überlegt hätten; aber, da man eher eine Fliege verhindern würde zu summen, als

Ferdinand zu plaudern, so hat er vorhin nicht ermangelt bei unserm Spaziergange auf nächsten Sonntag anzuspielen. Das, mein Freund, ist die Wahrheit... Noch ein Mal, Du kennst mich und Du wirst mir glauben... Ich habe nicht nöthig Dir zu sagen, daß, wenn Du mit uns kommen willst, das Fest vollständig sein wird.

Gar viele Jahre sind seit dieser Zeit verflossen, und es scheint mir, als ob ich noch das anfangs so traurige Gesicht Hyacinth's den rührendsten Ausdruck annehmen sähe; Freudenthränen benetzten seine Wangen, er rief mit vor Gemüthsbewegung bebender Stimme, indem er unsere Hände in die seinigen drückte:

— Wie gut Ihr gegen mich seid... Ach! das sind die einzigen Freuden, die für mich passen... Mich geliebt zu wissen, mich geliebt zu fühlen, wie ich es von Euch bin! das sind meine Feste. Nun denn! ja, es hätte mich bekümmert, mich von Euch für verlassen zu halten; aber Ihr hattet richtig errathen... Wenn ich Euch von einer Mutter, von einer Großmutter so geliebt gesehen, hätte ich mich nicht enthalten können mir zu sagen: Und ich?

Indem er hierauf zu lächeln versuchte, fügte Hyacinth hinzu, wobei er uns seine alten und wunderlichen, kürzlich von seinem Vormunde abgelegten Kleider zeigte:

— Und außerdem, seht doch, wie ich ausstaffirt bin... ich habe das Aussehen einer Maske! Man würde uns nachgelaufen sein... Wenn wir neben einander gehen, so geht das noch an, man bemerkt meine lächerlichen

Kleider nicht, ich verliere mich in der Masse; aber allein mit Euch Beiden, unmöglich... Vor Allem bedauert mich nicht, — fügte er in einem innigen Tone hinzu, — ich werde wenigstens mit dem Gedanken, mit dem Herzen bei Euch sein, bei der Rückkehr werdet Ihr mir dieses kleine Fest erzählen, und ich werde ebenso zufrieden... ebenso zufrieden sein, als wenn ich ihm beigewohnt hätte.

V. Capitel.

Der Sonntag kam herbei. Wir sollten bei der Mutter Jean Raymond's vespern, und bei meiner Großmutter zu Mittag essen. Brutus und ich brachen ganz fröhlich über dieses doppelte Vergnügen von Sainte-Barbe auf.

Madame Raymond wohnte im Hintergrunde der Faubourg Saint-Antoine, in einer schmalen und abgelegenen, an die Barriere grenzenden Straße. Ich erblickte nur drei bis vier, in der Länge dieser Gasse zerstreute und mit Gärten umgebene Häuser von ärmlichem Aussehen. Man konnte glauben, sich in einer kleinen Stadt der Provinz, hundert Meilen weit von Paris, zu befinden; das Gras wuchs zwischen den Pflastersteinen, fast niemals kam ein Wagen in dieser Einöde vorüber. Jean, welcher vor einem alten, ganz abgelegenen Hause von einem einzigen Stockwerke stehen geblieben

war, klopfte an die Thür. Der Schieber eines inneren, in dieser großen Thür angebrachten Guckfensters wurde aufgezogen. Ich sah zwei Augen uns mustern, dann ließ man uns ein. Eine alte, bleiche und magere, schwarz gekleidete Magd, mit einer Art weißer Klosterhaube bedeckt, empfing uns. Sie glich fast einer Nonne. Während Jean sie herzlich umarmte, sagte sie leise einige Worte zu ihm, welche ihn zu überraschen schienen. Ich folgte über einen dunkeln Vorplatz, und trat mit ihm in einen bescheiden möblirten Salon. Zu meinem großen Erstaunen fand ich dort fünf bis sechs Männer in reiferem Alter und wie wohlhabende Handwerker gekleidet, die einen mit Hüten, die anderen mit Mützen bedeckt. Besonders Einer davon fiel mir durch sein kriegerisches Gesicht auf; er konnte ohngefähr fünf und vierzig Jahre alt sein; kräftig und von hoher Gestalt, trug er zu seinem halb militärischen, halb bürgerlichen Kostüme eine grüne Soldatenmütze mit rother Granate; seine von der Sonne verbrannte Haut, sein langer schwarzer Schnurrbart, seine grau werdenden Haare, das Feuer seiner Blicke, verliehen ihm das entschlossene Ansehen, welches mir gleich anfangs aufgefallen war.

Diese Männer schienen mir finster oder traurig; als wir eintraten, unterhielten sie sich mit leiser Stimme; bei dem Anblicke Jean's standen sie auf, und empfingen ihn mit einer, mit Herzlichkeit gemischten Art von Ehrerbietung. Raymond drückte ihnen die Hand, während der große Mann mit dem Schnurrbarte und der Soldaten-

mütze, nachdem er mich zweimal sehr aufmerksam angeblickt, leise zu Jean sagte:

— Deine Mutter ist mit ... (und er endigte so leise, daß ich die anderen Worte nicht verstand.) Wir haben nachher mit ihr zu sprechen ... Du wirst gut thun in dem Garten zu warten, wir werden nicht lange bleiben.

— Bernhardine hat mich benachrichtigt, daß ich Sie hier finden würde, — erwiederte Jean.

Indem er ihn hierauf fest anblickte, sagte er in einem bedeutsamen Tone zu ihm:

— Und ... nichts Neues?

— Im Gegentheile, — antwortete mit finsterer Miene der Mann mit dem Schnurrbarte. — Deshalb sind wir heute Morgen gekommen ... Deine gute Mutter wird Dir Alles sagen ...

— Auf Wiedersehen, — erwiederte Raymond, indem er dieser Person die Hand reichte, — auf Wiedersehen, Charpentier.

— Auf Wiedersehen, mein Sohn.

Indem er hierauf Jean zu sich zog, nachdem er mich von Neuem mit einer Festigkeit angeblickt hatte, die mich in Verlegenheit setzte, sagte dieser Mann, den ich Charpentier hatte nennen hören, leise einige Worte zu Raymond. Augenscheinlich handelte es sich um mich, und der Beiname Stutzer gelangte sogar zu meinen Ohren. Dieses Wort ließ Jean lächeln; aber er ant-

wortete ernst, indem er sich nach meiner Seite wandte, und laut genug, daß ich ihn verstehen konnte:

— Es ist mein Kamerad, mein bester Freund.

— Dann ist es gut, — sagte Charpentier, indem er mich von Neuem anblickte, und er fügte, Raymond die Hand drückend, hinzu: — Adieu, mein Sohn.

Indem wir den Salon verließen, in welchem sich diese Männer befanden, traten Jean und ich in einen von hohen Bäumen beschatteten Garten.

Der in Bezug auf mich von dem Manne mit dem Schnurrbarte ausgesprochene Beiname Stutzer lag mir am Herzen. Ich muß indessen sagen, daß ich ihn verdiente, meine Großmutter verzog mich, sie kam allen meinen Launen zuvor. Da nun aber das eifrigste Streben fast aller Jünglinge von fünfzehn bis sechszehn Jahren ist, sich als Herren zu kleiden, so hatte mir meine Großmutter in dieser Beziehung freien Willen gelassen. Ich trug daher nach der damaligen Mode einen kornblumenblauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, ein anschließendes Beinkleid von flachsgrauem Tricot, ungarische Stiefeln mit Falten auf dem Fußblatt, eine weiße Halsbinde von gestärktem Musselin, deren lange Enden Hasenohren bildeten; endlich ließ meine Weste von orangenfarbigem Kaschemir mit Palmen die goldene Kette und die Berlocken meiner famosen Uhr sehen. Ein runder, prahlerisch, schief auf meine zu sehr frisirten Haare gesetzter Hut und ein Spazierstöckchen in der

Hand, vervollständigten das Kostüm, welches mir den verdienten Beinamen Stutzer zugezogen hatte.

Ich gehe in diese vielleicht kindischen Umstände ein, weil die Kleidung Jean Raymond's außerordentlich, und, ich muß es sagen, zu seinem Vortheil, mit der meinigen contrastirte. Sein weites Beinkleid von Zwillich, sein dunkelblauer Ueberrock, seine schwarze, nachlässig um seinen Hals geschlungene Halsbinde, kleideten seinem Alter und seinem Gesichte bei Weitem besser, als mir mein Kostüm nach der Mode stand.

Der Anblick des kleinen, traurigen, armen und einsamen Hauses, in welchem wir uns befanden, das tiefe Schweigen, welches darin herrschte, das Geheimnißvolle, welches mir bei der Unterhaltung Raymond's und dieser Männer mit bekümmerten und entschlossenen Gesichtern obzuwalten geschienen hatte; Alles das verursachte mir ein Gefühl von Ueberraschung und von Neugierde, ich möchte fast sagen unbestimmter Besorgniß.

Wir, Jean und ich, hatten uns auf eine steinerne Bank in den Hintergrund des Gartens gesetzt, bis uns Madame Raymond empfangen könnte.

Indem er meine Gedanken errieth, sagte mein Freund lächelnd zu mir:

— Du findest, daß wir ärmlich wohnen, nicht wahr, Ferdinand?

Und da ich zögerte, zu antworten, so begann Jean wieder im Tone freundschaftlichen Vorwurfes:

— Mit Deiner Furcht, zu beleidigen, den Leuten

unangenehm zu sein, wirst Du also niemals einfach, offenherzig Das sagen können, was Du denkst?

— Nun denn, offenherzig gesagt, mein lieber Jean, ich finde, daß diese Wohnung nicht sehr freundlich ist.

— Diese Wohnung ist arm und traurig, mein guter Ferdinand, weil meine Mutter weder heiter, noch reich ist; aber sie ist so gut, so zärtlich... Kurz, Du wirst sie sehen, und ich bin überzeugt, daß Du sie lieben wirst...

— Und die Männer, welche in dem Salon warteten? — wagte ich Jean zu fragen, — wer sind sie denn?

— Alte Freunde meiner Mutter, — antwortete mir Raymond mit einem Ausdrucke hoher Achtung.

Ich vermochte eine Regung des Erstaunens nicht zu unterdrücken; denn Mehrere unter ihnen trugen, wie ich gesagt habe, Mützen und waren als Handwerker gekleidet.

Jean begann wieder, indem er von Neuem lächelte:

— Du findest die Freunde meiner Mutter schlecht gekleidet, nicht wahr?

— Ich kann nicht sagen, daß sie durchaus das Ansehen von... Stutzern haben, — erwiederte ich, indem ich auf den Beinamen des Mannes mit dem Schnurrbarte anspielte.

Jean begann zu lachen und erwiederte:

— Du hast Charpentier gehört? Es ist wahr, als er von Dir sprach, hat er zu mir gesagt: »Dieser junge Mann hat nicht das Ansehen eines jungen Mannes von

seinem Alter, er ist wie ein wahrer Stutzer gekleidet... Das ist zu früh.«

— Dann erkläre ich mir, — sagte ich zu Raymond, indem ich nun auch lachte, — das Erstaunen, welches ich diesem Herrn verursachte; denn seit meinem Eintritte bei Dir hörte er nicht auf, mich wie ein merkwürdiges Thier zu betrachten, und ich gestehe Dir, daß mich das sehr in Verlegenheit setzte.

— Ich gestehe, daß die Freunde meiner Mutter keine sehr feinen Manieren haben, sie wissen weder ihr Erstaunen, noch Das zu verbergen, was sie denken. Aber, siehst Du, — fügte Jean in einem bewegten und innigen Tone hinzu, — die Männer, welche Du soeben gesehen hast, sind die wackersten... die rechtschaffensten Leute, die es auf der Welt gibt.

— Und was haben sie bei deiner Mutter zu thun? — fragte ich Jean mit treuherziger Neugierde.

Einen Augenblick lang runzelte er seine schwarzen Augenbrauen mit verdrießlicher Miene; dieser Eindruck dauerte indeß nicht lange, und er sagte freundschaftlich zu mir:

— Was thun bei Deiner Großmutter die Freunde, welche sie empfängt?

— Ei... sie kommen, sie zu besuchen.

— Was liegt dann Verwunderungswerthes darin, daß die Freunde meiner Mutter sie besuchen?

— O... Nichts... das kommt daher, weil...

— Weil?

Ich schwieg, indem ich Nichts auszusprechen wagte. Jean fuhr fort, mich herzlich bei der Hand ergreifend:

— Armer Ferdinand! immer Auslassungen! Sag' doch auf der Stelle, daß Du nicht begreifst, daß meine Mutter so arme Leute zu Freunden hat.

— In der That, das überrascht mich...

— Ferdinand, ich wünsche, daß Du ein Dutzend solcher Freunde, wie diese, finden mögest, und Du wirst dem schlimmsten Mißgeschick trotzen können.

In dem Augenblicke, wo Jean diese Worte mit tiefsinniger Miene aussprach, trug sich vor meinen Augen etwas Seltsames zu.

Das sehr niedrige Haus bestand nur aus einem Erdgeschosse mit einem Giebel darauf. Nun aber warf ich, indem ich meinen Freund anhörte, unwillkürlich die Blicke auf die in dem Dache angebrachten Oeffnungen, welche ohne Zweifel dazu bestimmt waren, einen zum Trocknenboden bestimmten Speicher zu lüften, wie es verschiedene, auf Seilen aufgehängte Stücken Wäsche andeuteten. Plötzlich sah ich ein Stück dieser weißen Leinwand langsam zurückweichen, wie als ob Jemand in dem Innern es vorsichtig zur Seite geschoben hätte; dann erschien vor meinen Blicken das bleiche und halb mit einem langen blonden Barte bedeckte Gesicht eines Mannes. Diese Erscheinung dauerte nur eine Sekunde. Ich konnte indessen die Züge dieses Mannes und die Art seiner Bekleidung bemerken. Ohne Zweifel erblickte er Jean und mich in dem Garten; denn er zog sich

rasch zurück, indem er vielleicht fürchtete gesehen worden zu sein.

Raymond, ich weiß nicht in welche Gedanken versunken, hatte ohne Zweifel Nichts von Dem beobachtet, was mich überrascht hatte; ich öffnete den Mund, um ihm diesen seltsamen Vorfall mitzutheilen, als die alte Magd wieder an der Thür des Salons erschien und Jean einen Wink gab.

— Komm, Ferdinand, — sagte er zu mir, indem er aufstand, — meine Mutter kann uns empfangen, ich will Dich ihr vorstellen.

Ich folgte Raymond, und verschob die Mittheilung von der Erscheinung des Mannes mit dem blonden Barte für einen gelegneren Augenblick.

Als wir zu der Mutter meines Freundes eintraten, sah ich Folgendes:

Das Zimmer, in welches uns die alte Magd einführte, hatte wie die anderen Zimmer dieser Wohnung die Aussicht auf den Garten. Alles darin war außerordentlich sauber, aber höchst einfach: Möbeln von lackirtem Holz, ein glänzender Fußboden von Steinplatten, ein kleiner Teppich vor dem in weiße Vorhänge gehüllten Bette, das war das Amöblement.

Meine Aufmerksamkeit und meine Neugierde wurden besonders durch drei Gegenstände erregt, welche längs dem grauen Getäfel befestigt waren.

Der erste bildete eine Art von Trophäe, in welcher sich ein Lictorenbündel von vergoldetem Holze mit einer

phrygischen Mütze darauf, ein großer Cavalleriesäbel und eine Schärpe von dreifarbiger Seide mit goldenen Franzen und verschossenen Farben gruppirt befanden.

Zwischen diesem Gegenstande und einem andern, von dem ich sogleich sprechen werde, sah man ein Porträt von natürlicher Größe, das einen bleichen Mann mit schwarzen Haaren vorstellte; sein mit langen schwarzen Haaren umgebenes Gesicht hatte einen zugleich ernsten und sanften Ausdruck. Diese in einen blauen Frack mit breiten, mit Goldborten besetzten Aufschlägen, auf welche sich die Ecken einer weißen Weste herabschlugen, gekleidete Person war mit einer breiten dreifarbigen Schärpe umgürtet; die eine seiner Hände stützte sich auf das Gefäß seines Säbels, die andere hielt einen Hut mit einem dreifarbigen Federbusche.

Trotz seiner jugendlichen Züge glich Jean Raymond so auffallend dem Original dieses Gemäldes, daß ich keinen Augenblick daran zweifelte, daß dieses Porträt das seines Vaters sei.

Auf der anderen Seite des Rahmens, als Gegenstück der Trophäe, sah ich... etwas Schreckliches.

Ein Glasrahmen mit schwarzem Rande enthielt ein Hemd mit großen, rothbraunen Blutflecken bedeckt, und ein Packet ziemlich langer schwarzer Haare, die wie ein Strang Seide mit einem Bande zusammengebunden waren; über dem Rahmen standen in einer Einfassung folgende Worte geschrieben:

30sten Nivose Jahr X
Märtyrer der Freiheit.

Ich erinnerte mich nun des finstern Ausdruckes der Züge Jean Raymond's, als er mir ein einziges Mal gesagt hatte: »Mein Vater ist todt!« Ich errieth, daß dieser Tod sich ohne Zweifel an diese traurigen Reliquien knüpfte. Ich hatte genug Herrschaft über mich selbst, um meine Ueberraschung und meine Gemüthsbewegung zu verbergen, aber ich war noch nicht am Ende meines Erstaunens.

Als wir in das Schlafzimmer der Madame Raymond getreten waren, wandte diese, mit dem Ordnen einiger Papiere in einem Secretär beschäftigt, uns den Rücken. Nach Verlauf eines Augenblickes verschloß sie den Secretär und kam zu uns.

Wenn ich an die Mutter Raymond's dachte, so hatte ich mir, ich weiß nicht warum, eine große, magere Frau mit finsterer und strenger Miene vorgestellt. Welcher Irrthum! Ich sah eines der reizendsten Gesichter vor mir, die man träumen kann.

Obgleich sie damals ohngefähr sechs und dreißig Jahre alt war, schien Madame Raymond doch kaum dreißig alt zu sein; sie war blond, von mittlerer Größe, aber vollkommen gut gebaut; ihr schwarzes Kleid machte die Weiße ihrer Haut blendend; ihre großen himmelblauen Augen hatten einen so sanften, so durchdringenden, so schwermüthigen und dennoch so liebevollen Ausdruck, daß, als ihr Blick einen Augenblick lang auf mir verweilte,

ich erröthete und verlegen wurde; ihre Etwas gebogene Nase hatte gegen das Ende hin kleine, ein wenig aufgeblähte Nasenlöcher; ihre kühn gewölbten dunkelbraunen Augenbrauen verliehen ihren reizenden Zügen trotz der Anmuth des Blickes einen Charakter ausgezeichneter Festigkeit, den ein halbes Lächeln mäßigte, indem es Perlenzähne sehen ließ.

Was soll ich mehr sagen... ich war fünfzehn und ein halbes Jahr alt, Madame Raymond war die erste Frau, deren Schönheit mich überraschte, und ich fühlte mich von einer unaussprechlichen Verlegenheit ergriffen.

VI. Capitel.

Madame Raymond empfing ihren Sohn mit einem Erguß leidenschaftlicher Zärtlichkeit; während dieses Austausches von Liebkosungen zwischen Jean und seiner Mutter hatte ich Zeit mich wieder von meiner Ueberraschung und Gemüthsbewegung zu erholen.

Ich antwortete so gut ich es vermochte auf den wohlwollenden Empfang der Mutter meines Freundes. Sie schien mich mehrere Male mit aufmerksamem Blicke zu beobachten; ohne Zweifel suchte sie in meinen Zügen zu lesen, ob ich so wäre, wie mich Jean geschildert hatte. Diese, übrigens auf eine zarte Weise verborgene Prüfung erneuerte meine Verlegenheit und mein Erröthen, ich weiß nicht warum ich im Stillen mein Stutzer-Kostüm verwünschte.

Die geringsten Umstände meiner ersten Zusammenkunft mit Madame Raymond haben sich aus so vielen

Gründen meinem Gedächtnisse eingeprägt, daß ich mich nach langen Jahren fast buchstäblich mehrerer Theile unserer Unterredung erinnere.

So hatte diese liebenswürdige Frau anfangs zu mir gesagt:

— Schon seit langer Zeit, Herr Ferdinand, habe ich Sie kennen zu lernen gewünscht; mein Sohn hat mir oft von Ihnen als von seinem besten Freunde erzählt.

— O! ja, Madame, — antwortete ich treuherzig, — und es hat mir viel Mühe gekostet, bevor Jean mich als seinen Freund anerkannt hat.

— Das kommt daher, weil Jean seine Freundschaft nicht leichtfertig verschenkt. Er weiß, wozu sie verpflichtet; aber einmal gegeben, ist sie ganz gegeben, Herr Ferdinand.

— Und es war im Carcer, wo wir unsere Freundschaft geschlossen, Madame! zur Zeit der famosen Verschwörung der Lampen!! — rief ich ziemlich stolz darüber, mich der Mutter meines Freundes in einem so heldenmüthigen Lichte zu zeigen. — Ja, Madame, ich gehörte zu dieser Verschwörung . . .

— Obgleich eine Mutter sich sehr streng gegen die Fehler . . . und die Verschwörung ihres Sohnes zeigen muß, — erwiederte die junge Frau freundlich lächelnd, — so entschuldige ich doch wider meinen Willen Jean ein wenig, weil er mit einem jener Charaktere begabt ist, welche die Ungerechtigkeit empört . . . und ich weiß . . .

weil er es mir gesagt hat, daß er niemals Theil an einer Ihrer Schüler-Verschwörungen genommen hat, wenn sie nicht mindestens durch eine Unbilligkeit hervorgerufen war.

— Das ist die Wahrheit, Madame, — rief ich. — Jean und ich verschwören uns niemals ohne Grund. Aber wenn man Ungerechtigkeiten an uns begeht, o! dann ...

Ich mußte dieses o! dann, in einem drohenden und sehr tragischen Tone gesprochen haben, denn ein schlecht verhehltes Lächeln zeigte sich auf den Lippen der Madame Raymond, welche selten lächelte.

Dieses Lächeln schien mir beifällig; es ermuthigte mich, und ich fügte hinzu:

— Es ist wie mit der Geschichte des Kosacken, bei welcher sich Jean so unerschrocken zeigte; wenn ich daran gedacht, so hätte ich es ihm gleich gethan, wenn man mich auch auf der Stelle hätte erschießen wollen!

— O! dieses Mal, Herr Ferdinand, habe ich meinen Sohn gescholten, — erwiederte Madame Raymond. — Ich hatte ihm freilich einen Brief aus Lothringen vorgelesen, in welchem man mir die von den Kosacken an Greisen, Frauen und Kindern begangenen Grausamkeiten erzählte. Wir hatten uns über diese Greuel empört, aber die Empörung Jean's hat ihn zu weit fortgerissen. Es ist ohne Zweifel vortrefflich, Kosacken zu tödten, — fügte Madame Raymond mit ihrer sanften

Stimme hinzu, — aber man darf niemals im Ueberfall tödten . . . nicht einmal schändliche Räuber.

— Es ist wahr, meine Mutter, — sagte Jean, — ich habe Unrecht gehabt; aber die erste Regung . . .

— Mein Gott! Das ist so natürlich, Madame, — begann ich wieder, indem ich meinen Freund unterbrach, — bei dem Anblicke solcher Bösewichter ist man seiner nicht Herr!

— Und Herr seiner selbst zu sein ist Das, wonach man immer und vor Allem streben muß, Herr Ferdinand, — antwortete Madame Raymond in einem zugleich festen und mütterlichen Tone.

Diese, wenn gleich unbedeutende Unterredung brachte doch einen tiefen Eindruck auf mich hervor.

Trotz der Lieblichkeit ihrer Stimme, trotz der schwermüthigen Sanftmuth ihrer großen blauen Augen, trotz dem Reize ihrer Züge und der Anmuth ihrer Manieren, ahnete ich, daß Madame Raymond eine jener unbeugsamen Frauen Rom's oder Sparta's sei, deren strenges Leben unsere Klassiker uns erzählten; die, ich möchte sagen, fieberhafte Unbeständigkeit meiner Eindrücke war so groß, daß ich mich seit meinem Eintritte in dieses Haus, und selbst außer dem durch die Schönheit der Madame Raymond auf mich hervorgebrachten Eindrucke, ganz verändert fand, ich fühlte mein Herz erhabener, meinen Puls voller schlagen, was soll ich sagen? ich sehnte mich nach ich weiß nicht welcher eingebildeten

Gefahr, der ich unter den Augen der Madame Raymond kühn getrotzt haben würde.

. . . .

Die alte Magd, welche uns die Thür geöffnet hatte, brachte ein frugales Vesperbrod, das aus Brod und Früchten bestand. In dem Augenblicke, als sie die Teller auf einen kleinen, neben dem Gartenfenster stehenden Tisch stellte, hörten wir einen schallenden Stoß, als ob irgend Etwas von oben herab auf den Fußboden des Speichers gefallen wäre, welcher den Giebel über der Wohnung bildete, in der wir uns befanden.

Der Schall dieses Getöses fiel um so mehr auf, da es im Hause still war.

Ich erinnerte mich der Erscheinung des Mannes mit dem blonden Barte an einem der auf den Garten gehenden Dachfenster, und ich warf verstohlen die Augen auf Jean und seine Mutter in dem Augenblicke, als sie flüchtig einen Blick der Besorgniß wechselten.

— Ah, da treibt wieder die verdammte Katze des Nachbars dort oben auf dem Speicher ihre Possen, — sagte die alte Magd kaltblütig.

Und sie verließ ruhigen Schrittes das Zimmer.

Mit Ausnahme von dem Austausche des Blickes, bei dem ich sie überrascht hatte, blieben Jean und seine Mutter gleichgültig.

Madame Raymond machte uns mit liebenswürdiger

Anmuth die Honneurs beim Vesperbrode, ohne daß sie die Frugalität desselben zu entschuldigen suchte.

Nach dem Auswechseln einiger nichtssagenden Redensarten über die Schule und unsere Beschäftigungen, sagte Madame Raymond voll mütterlicher Güte zu mir:

— Auf welches Ziel sind Ihre Studien gerichtet, Herr Ferdinand? Welche Laufbahn gedenken Sie einzuschlagen?

— Wenn ich davon mit meiner Großmutter spreche,... Madame, so antwortet sie mir: »Mein Kind, beunruhige Dich nicht; Du mußt wie Jedermann Deine Studien machen; aber, Gott sei Dank, Du brauchst kein Gewerbe zu betreiben, um zu leben... Uebrigens, wenn Du späterhin einen Beruf für eine oder die andere Laufbahn fühlst, so wird es Zeit sein sich damit zu beschäftigen.«

— Und diesen Beruf fühlen Sie noch nicht? — fragte Madame Raymond.

Indem ich mich dadurch in den Augen der Mutter meines Freundes zu erheben und mein unglückseliges Kostüm als Stutzer in Vergessenheit zu bringen hoffte, wenn ich mich ihr, so zu sagen in Aussicht, mit einer glänzenden Uniform angethan, zeigte, antwortete ich mit der Miene eines Eroberers:

— Es gibt einen Stand, den ich vergöttere, und für den ich fühle, daß ich geboren bin, Madame; ... das ist der Militärstand. Er hat seine Gefahren; aber er ist so rühmlich!

— Das ist ein trauriges und unfruchtbares Gewerbe, Herr Ferdinand, — antwortete Madame Raymond, indem sie mit dem Kopfe schüttelte; — es gibt keine schlimmere Knechtschaft, als die militärische; ... wenn sie erhabene Seelen nicht herabwürdigt, so betrübt sie dieselben doch tief.

Durch diese Antwort sehr in meiner Erwartung getäuscht, erwiederte ich indessen:

— Und Kosacken zu tödten, Madame!

— Dazu ist es nicht nöthig Soldat zu sein, Herr Ferdinand. In dem letzten Kriege Frankreichs haben unsere Bauern in Kitteln und Holzschuhen den tüchtigsten Krieg gegen die Kosacken und Preußen geführt, und waren etwa vor zwanzig Jahren die Freiwilligen der Republik Soldaten, welche barfuß, kaum gekleidet, mit Beilen, Piken und schlechten Gewehren bewaffnet nach der Grenze eilten? Nein, nein, und dennoch haben sie die fremden Herren aus Frankreich verjagt.

Während Madame Raymond so sprach, hatte sich ihr gewöhnlich bleiches Gesicht mit einer feurigen Röthe bedeckt, ihre sanfte Stimme tönte immer lauter, ihre Augen wurden lebendiger, und indem sie den Kopf nach der Seite des Porträts wandte, von dem ich gesprochen habe, heftete sie einen Augenblick lang ihre Blicke mit einem Ausdrucke männlichen Stolzes darauf; sie schien mir auf diese Weise erhaben. Jean hatte wie seine Mutter den Kopf nach dem Porträt gewandt, und schien es in schweigender Begeisterung zu betrachten.

Ich zweifelte nicht, daß der Vater Jean's einer der heldenmüthigen Freiwilligen der Republik, von denen Madame Raymond soeben gesprochen hatte, gewesen war; vielleicht einer ihrer Anführer in diesem heiligen Kriege des Vaterlandes, von dem ich zum ersten Male sprechen hörte, so sonderbar und tief war die berechnete Unwissenheit, in welcher man unter allen Regierungen die Schüler über die Geschichte ihres Vaterlandes gelassen hat.

Diese Verkündigung des Heldenmuthes unserer Väter, besonders durch den reizenden Mund der Madame Raymond, ließ mein Blut wallen, und in der veränderlichen Begeisterung meines Charakters rief ich auf das Aufrichtigste von der Welt aus:

— Und auch wir, Madame, werden nach der Grenze ziehen, um uns gegen die Fremden zu schlagen!

Unglücklicher Weise für meinen kriegerischen Enthusiasmus hörte Madame Raymond mich nicht, indem sie ohne Zweifel in die Erinnerungen versunken war, welche ihre Erwähnung der Schlachten der Revolution in ihr erweckt hatte.

— Verzeihung, Herr Ferdinand, — sagte Madame Raymond nach kurzem Schweigen zu mir, — es gibt gewisse Erinnerungen, welche immer auf meinen Sohn und mich einen tiefen Eindruck hervorbringen.

Hierauf begann sie wieder mit ihrer ruhigen und sanften Stimme:

— Ich sagte Ihnen also, Herr Ferdinand, daß das

Kriegshandwerk ein unfruchtbares und trauriges Gewerbe ist, ausgenommen wenn es sich darum handelt, sein Vaterland zu vertheidigen, und dann ist Jedermann Soldat. Mein Sohn hat daher auch im Einverständnisse mit mir einen nützlicheren Stand gewählt.

— Ja, Madame, Jean hat mir gesagt, daß er nächstes Jahr in die Schule der Künste und Gewerbe eintreten will.

— Und Du schienest nicht sehr begeistert von meinem Beruf, — sagte Jean lächelnd zu mir.

— Das ist indessen eine schöne Zukunft für meinen Sohn, Herr Ferdinand. Wissen Sie, daß er bei dem Austritte aus dieser Schule Director einer großen Fabrik werden kann? Auf diese Weise der General, nicht einer mächtigen und glänzenden Paradetruppe, sondern einer Armee wackerer Handwerker zu sein, deren Arbeit den Reichthum des Landes ausmacht! sagen Sie, ist das nicht ein schöner Beruf, die Arbeit dieser wackeren Leute zu leiten, sie aufzuklären, sie sittlich zu bessern, kurz sie zu lieben und ihr Schicksal so glücklich als möglich zu machen? Sagen Sie, Herr Ferdinand, ist das nicht mehr werth, als seine Zeit in dem fruchtlosen Müßiggange einer Garnison zu verlieren?

— Gewiß, Madame! so von Ihnen erklärt, begreife ich jetzt, daß eine solche Laufbahn herrlich ist, und ich begreife es so gut, — rief ich, — daß ich noch heute meine Großmutter bitten will, in die Schule der Künste und Gewerbe zu gleicher Zeit mit Jean einzutreten...

Wenn es auch nur dazu dienen sollte, mich nicht von ihm zu trennen, — fügte ich hinzu, indem ich meinem Freunde die Hand reichte, — so wäre das schon ein vortrefflicher Gedanke, nicht wahr, Madame?

— Ja, Herr Ferdinand, — sagte Madame Raymond zu mir, gerührt über die Aufrichtigkeit meiner Freundschaft gegen ihren Sohn, — Jean hatte Sie richtig beurtheilt... Sie sind ein gutes und würdiges Herz... Ihr einziger Fehler ... und Sie müssen daran denken, Herr Ferdinand, — fügte Madame Raymond mit dem Ausdrucke rührender Theilnahme hinzu, — Ihr einziger Fehler ist, wie ich glaube, daß Sie sich zu leicht von Allem fortreißen lassen. Es ist vortrefflich, wenn man zum Edlen fortgerissen wird; aber wenn die Verlockungen böse sind?

— Leider! ja, Madame...

— Wenn ich Ihnen auf diese Weise Moral predige, Herr Ferdinand, — fügte Madame Raymond hinzu, indem sie mit unendlichem Zauber lächelte, — so kommt das daher, weil Sie der Freund meines Sohnes sind, und ich bin überzeugt, daß Sie meine Worte nicht übel aufnehmen werden?

— O! nein, Madame, im Gegentheile.

— Wohlan! sehen Sie, seit einer Stunde, die Sie hier sind, haben Sie bereits plötzlich den Beruf gewechselt? Wie Sie soeben sagten, fühlten Sie sich für den Militärstand geboren, und jetzt wollen Sie plötzlich bekehrt, den Militärstand mit dem Civilstande

vertauschen und in die Schule der Künste und Gewerbe eintreten?

— Das ist wahr, Madame. Es ist zum Erstaunen, wie schnell ich anderer Meinung geworden bin, — sagte ich treuherzig, indem ich an die Veränderlichkeit meiner Entschlüsse dachte.

Und ich fügte traurig hinzu:

— Ach! Madame! Jean hat sehr Recht mir oft zu wiederholen, daß ich keinen Charakter habe.

— Darin, Herr Ferdinand, handelt mein Sohn als aufrichtiger Freund. Das ist der Tadel. Jetzt nun das das Lob, — fügte Madame Raymond hinzu: — Ihr heutiges Feuer, besonders das letzte, kommt aus einem vortrefflichen Herzen. Es wäre durchaus keine Gefahr vorhanden, sich so seinen ersten Regungen hinzugeben, wenn man immer mit wackeren Leuten zu thun hätte... Aber leider! Herr Ferdinand, gibt es unglücklicher Weise nur eine Welt wie sie ist, und die Verlockungen der Bösen sind sehr gefährlich. Dann wird die Schwäche des Charakters uns verhängnißvoll. Glauben Sie mir, Herr Ferdinand, es ist weit leichter Gutes zu thun, als dem Bösen zu widerstehen... Aber genug mit der Moral für heute, — fügte Madame Raymond mit unendlicher Anmuth hinzu. — Es ist jetzt bald die Stunde, zu Ihrer Frau Großmutter zu gehen; ich bitte Sie ihr in meinem Namen für die gütige Einladung meines Sohnes zu danken, und an einem der nächsten Sonntage werden Sie mir, indem Sie mit Jean zum Be-

perbrode wiederkehren, hoffentlich beweisen, daß Sie meine Moral nicht übel aufgenommen haben.

— Der Beweis des Gegentheiles ist, Madame, — rief ich aus der Tiefe meines Herzens und in einem viel zu feierlichen Tone aus, — daß ich vor Ihnen und vor Jean schwöre, von nun an eine große Stärke des Charakters zu behaupten... Ja, Madame, ich schwöre es bei alle Dem, was ich Heiligstes habe, Sie werden sehen und Jean wird gleichfalls sehen... ob ich mein Versprechen halte.

Bevor Jean seine Mutter verließ, zog er sich mit ihr in ein anstoßendes Zimmer zurück, wo sie eine kurze Unterredung mit einander hatten: diese Unterredung schien meinen Freund sehr betrübt zu haben.

Nach dem Abschiede, den Jean von seiner Mutter nahm, verließen wir die Faubourg Saint-Antoine, um zu meiner Großmutter zum Mittagessen zu gehen.

. . . .

Als ich das Haus der Madame Raymond verließ, war mein erstes Wort, ihrem Sohne zu sagen:

— Mein Gott! wie glücklich Du bist, eine Mutter zu haben, wie die Deinige!

— Nicht wahr, — antwortete Jean mit einem Ausdrucke von Zärtlichkeit und Stolz, — begreifst Du jetzt meine Vergötterung für sie?... und dabei kennst Du sie nur erst halb.

— Wie!

— Wenn Du wüßtest, welchen Muth, welche Kaltblütigkeit sie, trotz ihrer Engelsgüte, in der Gefahr hat!

— Welche Gefahr? — fragte ich Jean schnell.

Aber, ohne Zweifel, aus Furcht zu viel gesagt zu haben, antwortete er mir mit einer Verlegenheit, welche mir bewies, daß er mich auf andere Gedanken bringen wollte:

— Einmal brach Feuer bei uns aus, und meine Mutter allein hat ihre Kaltblütigkeit behalten.

Dieses absichtliche Verschweigen meines Freundes betrübte mich: ich dachte, daß er Geheimnisse vor mir hätte; anfangs fühlte ich mich durch seine Zurückhaltung verletzt, indem ich mich dann meiner zahlreichen Beweise von Unbesonnenheit und Plauderhaftigkeit (noch kürzlich in Bezug auf Hyacinth) erinnerte, schien mir die Zurückhaltung Raymond's verzeihlich; sie hielt mich indessen ab ihm ein Geständniß zu machen, das ich auf den Lippen hatte: ich meine das geheimnißvolle Erscheinen des Mannes mit dem blonden Barte auf dem Speicher; demnach schwieg ich, ebenso sehr aus Schüchternheit, als aus Furcht das Mißtrauen Jean's zunehmen zu sehen, indem er mich im Besitze eines vielleicht wichtigen Geheimnisses wußte, das er nicht für angemessen gehalten hatte, mir mitzutheilen, über diesen Umstand.

Seit seiner Privatunterredung mit seiner Mutter schien mir Jean sorgenvoll; sein Schweigen ließ mich mit meinen Gedanken allein, das heißt mit der reizenden Erinnerung an Madame Raymond.

Ich gehörte nicht zu den frühreifen Jünglingen; ich hatte nur die Ideen meines Alters; bis dahin waren sie rein geblieben; der Eindruck, den Madame Raymond in mir zurückgelassen hatte, die Verwirrung, die unbestimmte Unruhe meines Herzens, waren daher für mich ziemlich unerklärlich.

Zum ersten Male hatte ich die Schönheit einer Frau bewundert und verstanden. Aber diese bei Madame Raymond so ausgezeichnete Mischung von Anmuth und Schwermuth, von Sanftmuth und Energie, die zugleich ernste und wohlwollende Theilnahme, welche sie mir bezeigt hatte, kurz Alles, bis auf die Geheimnisse, welche das kleine Haus der Faubourg Saint-Antoine zu enthalten schien, erschütterte und begeisterte meine immer so veränderliche Einbildungskraft.

VII. Capitel.

Je mehr Raymond und ich uns dem Hause meiner Großmutter näherten, desto mehr fühlte ich mich verlegen über den Luxus, den mein Freund bei uns finden und von dem er ohne Zweifel sprechen würde. Mit einem Worte, ich schämte mich in diesem Augenblicke über unseren Reichthum, wie so viele Andere über ihre Armuth erröthen.

Ich verglich die strenge Einfachheit des Lebens der Madame Raymond, ihren Verstand, ihre einsichtsvollen und rührenden Rathschläge mit der gutmüthigen Heiterkeit meiner armen, immer so fröhlichen, und ich möchte fast sagen für mich so unbesonnenen zärtlichen Großmutter; denn niemals hatte sie in ihrem Leben gewagt den geringsten Vorwurf an mich zu richten; kurze Zeit bevor wir zu ihr eintraten, sagte ich daher mit einem gewissen Zögern zu Jean:

— Du wirst vielleicht unser Haus . . . lächerlich finden?

— Lächerlich! — wiederholte Jean mit überraschter Miene, — und warum?

— Ich will es Dir sagen, meine gute Großmutter, und man muß einer Frau von ihrem Alter gar Vieles hingehen lassen, nicht wahr, Jean? meine gute Großmutter liebt ihre Bequemlichkeit, eine zahlreiche Dienerschaft zu haben; ihr Haus ist prachtvoll, ihr Tisch auserlesen; kurz, — fügte ich mit einem Seufzer hinzu, — sie lebt gerne auf einem sehr großen Fuße.

— Sie hat sehr Recht, da sie es kann, — erwiederte Jean. — Was soll ich darin Lächerliches finden?

— Weil, — sagte ich verlegen, — weil . . . ich glaubte . . . weil bei Dir . . . bei Deiner Mutter ich . . .

— Nun, so sprich Dich doch aus! — erwiederte Jean, indem er lächelte und die Achseln zuckte, denn ich hatte mich unterbrochen; — sag' doch offenherzig Deine Gedanken. Solltest Du etwa glauben, daß ich, weil wir arm sind, Die lächerlich finde, welche reich sind? Glaubst Du, daß Deine Mutter mich in solchen Ansichten erzogen hat?

— O! nein, gewiß nicht, — rief ich aus, — es gibt auf der Welt keine bessere Mutter, als die Deinige; das ist, wie Du weißt, als ich Dein Haus verließ, mein erstes Wort gewesen. Sieh', Jean, ich fürchte daher auch, daß meine Großmutter . . .

Ich zögerte wieder den Satz zu vollenden. Jean

schien ungeduldig zu werden; ich beeilte mich entschlossen hinzuzufügen:

— Nun denn, ich spreche mich aus, wie Du sagst. Wohlan! ich fürchte, daß Du, indem Du Deine Mutter mit meiner Großmutter vergleichst, finden wirst, daß diese eine lächerliche Schwäche für mich hegt; denn sie hat mich immer fürchterlich verzogen.

— Mein guter Ferdinand, Deine Großmutter vergöttert Dich, sie ladet mich zu sich ein, sie hat ein Alter, das ich immer zu achten gelernt habe; ich kenne sie bis jetzt durch ihre Zärtlichkeit gegen Dich und durch ihr Wohlwollen gegen mich. Wie sollte ich eine schlechte Meinung von ihr haben?

Diese von Jean mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit ausgesprochenen Worte nahmen mir eine große Last ab.

— Apropos, Jean, — sagte ich einige Augenblicke, ehe wir in unser Haus eintraten, zu ihm, — ich muß Dich von einer merkwürdigen Langenweile in Kenntniß setzen.

— Was willst Du damit sagen?

— Ich habe zwei Cousinen, Hermance und Julia, zwei kleine Mädchen von zwölf und dreizehn Jahren; sie kommen jeden Sonntag zu uns zum Mittagessen. Meine Großmutter empfiehlt mir beständig an, den französischen Cavalier mit ihnen zu spielen, kurz, galant zu sein ... Das ist langweilig; sie ist im Stande, auch Dich den französischen Cavalier spielen

lassen zu wollen, und Dich bei Tische neben eine oder die andere dieser Kleinen zu setzen; willst Du, daß ich sage, daß Dich das schrecklich langweilen würde?

— Den französischen Cavalier und den Galanten zu spielen, — antwortete mir Raymond lustig, — das behagt mir ebensowenig als Dir, aber ein Mal ist nicht immer, und ich werde mich lieber opfern, als Gefahr laufen Deiner Großmutter unangenehm zu sein.

Wir bewohnten ein sehr schönes Haus in dem Marais. Diese von meinem Urgroßvater, einem reichen Stadtschultheiß, erbaute Wohnung, erinnerte an die Pracht des vorigen Jahrhunderts. Durch einen wundervollen Zufall, und, ich muß hinzufügen, durch ihre in dem Stadtviertel sprichwörtlich gewordene Wohlthätigkeit, hatte meine Großmutter die Revolution durchgemacht, ohne Paris zu verlassen; getreu ihren Neigungen, ihren Gewohnheiten, wie ihren Freunden, hatte sie einen Abscheu vor den architektonischen Moden der Kaiserzeit gehabt, zur Zeit der ersten Restauration hatte Frau von Francheville daher auch, wie sie sagte, gleichfalls ihre kleine Restauration vorgenommen, indem sie ihr Haus wieder vergolden, anstreichen und möbliren ließ, wobei sie ihm genau seinen Charakter der Zeit Ludwig's XV. erhielt. Da ich den Tadel Jean's nicht mehr fürchtete, so empfand ich, trotz meiner soeben empfundenen Begeisterung für die strenge Einfachheit des kleinen Hauses der Faubourg Saint-Antoine, eine geheime Eitelkeit bei dem Gedanken an die Ueberraschung,

welche der Anblick unseres Hotels meinem Freunde verursachen würde; ich wurde durch die Gleichgültigkeit Jean's außerordentlich in meiner Erwartung getäuscht, ich möchte fast sagen ein wenig verletzt. Wir waren die große Marmortreppe mit reich al Fresco gemalter Decke hinaufgegangen, dann waren wir durch das große Vorzimmer mit Stucksäulen gegangen, welches sich vor mehreren vergoldeten Salons befindet, und Jean war nicht im Mindesten über so viel Pracht in Entzücken gerathen. Ich sah ebensowenig auf seinen Zügen jene Art von neidischer Zurückhaltung, welche schweigt um nicht bewundern zu müssen; nein, Jean schien mir sich ebensowenig über den Glanz unseres Hauses zu kümmern, als über die bescheidene Einfachheit der Wohnung der Madame Raymond.

Wir kamen in das Boudoir Pompadour, in welchem sich meine Großmutter gewöhnlich aufhielt. Sie war ihrer Gewohnheit gemäß mit einer Spitzenhaube mit Blumen, mit ihren à la maréchal gekräuselten und gepuderten Haaren frisirt. Durch den Contrast des Puders und der Schminke, welche fast bis zu ihren Augenlidern hinaufging, schienen ihre schwarzen Augen noch feuriger; sie trug wie immer ein Kleid von grauem Atlas, das eng an ihren für ihr Alter noch feinen und geraden Wuchs anschloß.

Als die vortreffliche Frau Jean und mich eintreten sah, sagte sie zu mir, indem sie mir die Arme entgegenstreckte:

— Guten Tag, mein Ferdinand, guten Tag.

Und sie umarmte mich zärtlich in Mitte einer leichten Wolke von Puder, die durch die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen verursacht war, welche ihren Kopfputz erschütterten, dann fügte sie lachend hinzu:

— Gut, da pudere ich Dich weiß, mein armer Ferdinand; aber Du hast meiner Treue so schwarze Haare, daß man es nicht zu sehr sieht.

Indem sie sich nun an Jean wandte, sagte sie:

— Jetzt an uns Beide, Herr Raymond, nicht, daß ich Sie auch weiß pudern wollte, sein Sie ohne Furcht! Ich will Ihnen nur sagen, wie sehr ich mich freue den besten Freund meines Ferdinand hier zu empfangen, dieses schlechten Subjects, — fügte sie lustig hinzu, indem sie auf mich zeigte. — Aber man muß gerecht sein, Herr Raymond, wenn mein Ferdinand ein abscheulicher Faulenzer ist, so hat er zum Mindesten den gesunden Verstand und den guten Geschmack, Denen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche so fleißig arbeiten, als Sie.

Jean verneigte sich, und meine Großmutter begann wieder mit ihrer natürlichen Gesprächigkeit.

— Es gibt zum Beispiel Etwas, worin mein Ferdinand, wie es scheint, ebenso stark ist als Sie, Herr Raymond. Nämlich in den Empörungen. Ach! mein Gott, was er mich doch hat lachen lassen, — und meine Großmutter begann von Neuem bei dieser Erinnerung zu lachen, — was er mich doch hat lachen lassen, als

er mir das merkwürdige Complot erzählte, in welchem Sie mit Bindfäden die Lampen ausgelöscht haben, zu dem einzigen Zwecke Ihre Wörterbücher jenem abscheulichen Lehrer an den Kopf zu werfen, der unter anderen Bosheiten die gehabt hatte, meinen Ferdinand drei Sonntage hinter einander seiner Ausgänge zu berauben. Ah! aber da fällt mir ein, meine Kinder, es ist noch früh, ihr habt vielleicht Hunger? Wohlan, Ferdinand, Du bist hier zu Hause, mein Junge; erzeige daher Deinem Freunde die Ehren des Hauses, ein Glas Madeira oder Malvasier mit einem Biscuit bis zum Mittagessen? Schelle doch, Ferdinand!

— Ich danke Ihnen verbindlichst, Madame, — sagte Jean, — ich werde Nichts annehmen.

— Wir haben bei Madame Raymond gevespert... — fügte ich hinzu.

— Und meine Mutter hat mich gebeten, Madame, Ihnen zu sagen, wie sehr sie durch die Einladung gerührt wäre, die Sie an mich haben ergehen lassen, — begann Raymond wieder.

— Ei das ist ganz natürlich, meine Kinder; die Freunde unserer Enkel sind die Freunde ihrer Großmütter. Was wollen wir guten alten Leute? daß diese schöne blühende Jugend sich belustigt und so glücklich als möglich ist. Sie ist so hübsch anzusehen, wenn sie in der Freude und in dem Vergnügen herumspringt, wie die jungen Ziegen im Monat Mai!... Ei! ei! ei! das Leben ist schon nicht zu lang, und das Alter

kommt so bald herbei. Man muß daher seinen Frühling benutzen, und zwar gehörig, nicht wahr, Herr Raymond? Die Rosen haben nur eine Jahreszeit, wie man zu meiner Zeit sagte; man muß daher diese lieben schönen Rosen der Jugend mit vollen Händen ernten, um so viel als möglich zu retten! Der Weise verschiebt niemals ein Vergnügen auf den folgenden Tag. Merkt euch diesen Grundsatz, meine Kinder, und übt ihn so lange als ihr könnt... Ah so! da ich gerade daran denke, ich muß euch Etwas sagen: Du weißt, mein Ferdinand, daß Deine Cousinen jeden Sonntag in Begleitung Deiner Tante zum Mittagessen kommen?

Ich stieß Jean leicht mit dem Fuße an; wir kamen an den französischen Cavalier und ich antwortete:

— Ja, Großmutter, ich weiß das.

— Ich hatte einen guten Einfall, meine Kinder, nämlich euch alle Vier an einen besonderen Tisch in dem kleinen Speisesaale zu setzen. Dort hättet ihr mit diesen kleinen Mädchen recht lachen und plaudern können, he, schlechten Subjecte? Aber meine Schwägerin hat durchaus Nichts davon hören wollen. Ihr müßt euch daher, meine Kinder, darin ergeben an dem großen Tische zu essen... Ich habe nicht nöthig euch anzuempfehlen galant gegen diese Fräuleins zu sein... Kurz, euch als wahre französische Cavaliere zu zeigen;... das gehört zu jenen artigen Gewohnheiten,

die man nicht frühzeitig genug anzunehmen vermöchte, weil, seht ihr, meine Freunde... euch das späterhin nützt... He! he! he! ich weiß was ich sage, aber hoffentlich versteht ihr mich durchaus nicht, schlechte Subjecte!

Die Ankunft mehrerer unserer Tischgenossen unterbrach die Unterredung mit meiner Großmutter; man ging von dem Boudoir in einen der Salons; ich blieb einen Augenblick mit Raymond allein; mein Herz war beklommen, ich fühlte mich gedemüthigt. Meine arme Großmutter mußte trotz der Vortrefflichkeit ihres Herzens, wenn man so sagen darf, immer falsch zu dem Geiste Jean's gesprochen haben und in beständigem Widerspruche mit seinen geheimen Gedanken gewesen sein. Wie groß war meine Ueberraschung, meine Freude, als er mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit im Gegentheile zu mir sagte:

— Welche wackere Dame Deine Großmutter ist! in diesem Alter diese Heiterkeit, diese Jugend des Herzens erhalten zu haben!...

— Wahrhaftig? — sagte ich ganz vergnügt zu Jean, — Du bist mit ihr zufrieden?

— Gewiß, — antwortete Raymond lächelnd, — wenn Du willst, so werde ich ihr ein satisfecit geben.

— Ihre Ansichten haben Dir nicht mißfallen?

— Warum sollten sie mir mißfallen haben? Was verlangt sie am Ende? daß Deine Jugend glücklich sei?

— Aber am Ende sind ihre Ansichten weit davon entfernt die Deiner Mutter zu sein!

— Was das anbetrifft, das ist wahr, Ferdinand, — antwortete mir Jean mit einem schwermüthigen Lächeln; — meine Mutter denkt anders, als Deine Großmutter; diese hat in ihrem Leben nur Rosen geerntet, wie sie gleichfalls sagt, sie sieht überall nur Rosen. Meine Mutter sieht anders und andere Dinge; . . . aber Beide haben ein vortreffliches Herz.

Die Freunde meiner Großmutter, ihre alten Getreuen, wie sie dieselben nannte, hatten ehedem dem hohen Bürgerstande, dem Finanzwesen oder der alten Magistratur angehört; einige in sehr kleiner Anzahl dem Adel des Degens; mit Ausnahme von zwei oder drei dieser Letzteren war keiner der alten Getreuen meiner Großmutter ebensowenig als sie ausgewandert, und doch verwünschten sie nichtsdestoweniger die Revolution. Sie nahmen daher auch mit Begeisterung die erste und die zweite Restauration der Bourbons auf. Es befand sich unter Anderen unter diesen alten Getreuen ein gewisser Graf de la Bussière, damals Untergouverneur der Pagen, er wohnte dem Mittagessen bei, von dem ich spreche, und entschuldigte sich bei meiner Großmutter, daß er in Uniform gekommen, indem er, wie er sagte, genöthigt wäre später in seinem Dienste nach den Tuilerien zu gehen. Herr de la Buissière war ein Mann von vierzig Jahren, von noch eleganter Haltung und mit einem schönen Gesicht.

Ich erinnere mich, daß er Aufsehen in dem Salon erregte, als er mit seinem glänzenden, mit Gold gestickten rothen Fracke, wie die der Pagen Ludwig's XVIII. erschien. Diese Uniform schien mir sehr verführerisch, und ich betrachtete sie voll Bewunderung. Meine Großmutter wurde es gewahr und sagte zu mir:

— He! mein Ferdinand! welche hübsche Uniform?

— Ja, Großmutter, sie ist reizend!

— Wohlan, mein lieber Ferdinand! — sagte Herr de la Bussière lächelnd zu mir, — es hängt nur von Ihnen ab eine gleiche zu haben.

— Wie so, mein Herr?

— Sie sind fünfzehn und ein halbes Jahr alt; wenn Frau von Francheville Ihnen erlaubt, unter die Pagen Seiner Majestät einzutreten, so werden Sie eine ebenso hübsche Uniform als die meinige erhalten, und Sie werden unter meiner Vormundschaft stehen!

— Wahrhaftig, Herr de la Bussière, — erwiederte meine Großmutter, — Sie sprechen im Ernste?

— Sehr im Ernste, Madame, und wenn Sie diesen Gedanken in Erfüllung gehen lassen wollen, so werde ich mit dem ersten Kammerherrn darüber sprechen. Ich gehöre zu seinen Freunden und bin im Voraus seiner Einwilligung gewiß. In einem sehr liberalen Geiste der Vereinigung der Parteien wünscht der König seine Pagen auch unter einigen reichen jungen Leuten der hohen und alten Bürgerschaft zu werben.

— Meiner Treue! was meinst Du dazu, Ferdinand? — begann meine Großmutter wieder; — sage doch, mein Junge, ich sehe Dich von hier aus mit dieser hübschen Uniform, es wird keinen flinkeren und muntererern Pagen geben, als Dich; Du machst doch nicht viel in Saint-Barbe! Das wird dich immerhin mehr belustigen, als Dein einfältiges Latein. Ich werde Deine Tasche gehörig versehen, und Du wirst zu den am Meisten Herausgeputzten gehören! ... Ei, ei ... mein Enkel! Page!! — begann meine Großmutter lachend wieder. — Das ist spaßhaft! ich meine, daß mich das um zwanzig Jahre verjüngen würde... und außerdem... Du hast den Beruf dazu, — fügte Frau von Francheville mit triumphirender Miene hinzu. — Ja, mein lieber Herr de la Bussière, er hat den Beruf dazu, denn, sehen Sie, er ist ein wahrer Teufel, wenn er anfängt.

— Sie müssen das mir nicht im Voraus sagen, Madame, — erwiederte Herr de la Bussière in heiterer Laune, — bin ich nicht der zukünftige Gouverneur des Herrn Ferdinand?

— Ah! ja doch! aber einen Augenblick Geduld, — begann meine Großmutter wieder; — da fällt mir ein, wird es nicht etwa ein zu schweres, zu mühseliges Gewerbe für dieses arme Kind sein?

— Den König in das Schauspiel, auf seinen Spaziergängen und auf die Jagd zu begleiten, die Befehle Seiner Majestät in einem der Salons des Palastes zu

erwarten, aus Pflicht bei allen Festen des Hofes zu sein, das ist das Mühseligste, was es in dem Dienste eines Pagen gibt, — antwortete Herr de la Bussière. — Sie sehen, Madame, daß Ihr lieber Ferdinand nicht zu sehr zu beklagen wäre?

— Ei, im Gegentheile ... das ist allerliebst ... das lasse ich mir gefallen, das ist eine Laufbahn, in welcher die Pflicht ein tägliches Vergnügen, ein immerwährendes Fest ist ... Sprechen Sie mir davon! — rief meine Großmutter aus. — Wohlan! mein Sohn, was meinst Du dazu? ... Das behagt Dir hoffentlich ...

— Großmutter ... sich so ... auf der Stelle ... zu entschließen ... — sagte ich verlegen, indem ich zitterte, daß Jean, den ich einige Schritte weit von mir ein Gemälde betrachten sah, die verführerischen Anträge hören möchte, welche mir Herr de la Bussière machte; — ich möchte überlegen.

— Ueberlegen, was? mein Junge ... Wie? Du zögerst? fünfzehn Jahre alt ... und Page am Hof zu werden! — erwiederte meine Großmutter lebhaft. Dann fügte sie hinzu, indem sie den Untergouverneur mit schalkhafter Miene anblickte: — Ah! wenn die Jugend wüßte ... nicht wahr, Herr de la Bussière?

Die Ankunft meiner Tante und meiner beiden Cousinen unterbrach dieses Gespräch; ich benutzte die Gelegenheit um mich meinem Freunde wieder zu nähern, indem ich immer fürchtete, daß er das Anerbieten des

Herrn de la Bussière gehört haben möchte. Dem war nicht so, denn Jean sagte zu mir:

— Wer ist denn dieser große Herr im rothen gestickten Fracke, der mit deiner Großmutter sprach?

— Es ist der Untergouverneur der Pagen.

— Welcher Pagen?

— Ei, Jean, der Pagen des Königs.

— Wie, Ferdinand, die Könige haben in diesen Zeiten noch Pagen?

— Gewiß; aber was hast Du so zu lächeln?

— Es scheint mir spaßhaft, daß der König Leute findet, um dieses possirliche Gewerbe zu treiben.

— Das Gewerbe der Pagen ... ein possirliches Gewerbe? — sagte ich zu Raymond mit einem unwillkürlichen Feuer, — aber die Pagen gehören zu dem Hofe ... die Pagen gehen an den Hof.

— O! o! — erwiederte Raymond, indem er mit spöttischer Geringschätzung lächelte, — das ist etwas Anderes! Ich kannte alle diese schönen Dinge nicht; Verzeihung, mein armer Ferdinand, wie Du weißt, bin ich ein wahrer Wilder.

Glücklicher Weise, denn meine Verlegenheit war außerordentlich, rief mich meine Großmutter; meine Tante war angekommen und wünschte mich zu sehen. Ich verließ Raymond, um zu meinen beiden Cousinen und zu ihrer Mutter zu gehen.

— Hermance war zwölf, Julie dreizehn Jahre alt; die Erstere hatte ein nur angenehmes Gesicht; die

Zweite versprach sehr hübsch zu werden; sie vereinigte mit dieser Zukunft der Schönheit einen für ihr Alter merkwürdig vorgerückten Verstand; sie beschrieb damals die Porträts verschiedener Personen unserer Familie, ich erinnere mich, daß dies für meine Großmutter ein kleines Meisterstück von Anmuth, von Zartsinn und feiner Beobachtung war.

Uebrigens war Julia trotz dieser Frühreife des Verstandes selbst noch mehr Kind geblieben, als es sich für ihr Alter schickte, die Puppe, das Puppenessen und der Reifen machten noch die Wonne ihrer Erholungsstunden aus; sie flößte nur, sowie ihre Schwester von einem bei Weitem weniger ausgezeichneten Verstande, als sie, nicht Widerwillen, aber Zwang, Langeweile wegen meiner pflichtmäßigen Rolle als französischer Cavalier ein; dann hatte ich ein dunkles Gefühl von Julia's überlegenem Verstande. Das demüthigte mich ein wenig, ich fühlte mich daher auch weit ungezwungener bei Hermance, auf welche ich für diesen Abend als meine Nachbarin bei Tische rechnete.

Man meldete meiner Großmutter, daß angerichtet wäre.

— Nun denn, mein Sohn, — sagte sie zu mir, — Du und Dein Freund, seid hübsch galant. Herr Raymond wird Deiner Cousine Julia den Arm geben, Du Deiner Cousine Hermance.

VIII. Capitel.

Man setzte sich zu Tische ...

Nach einigen Privatgesprächen wurde die Unterhaltung allgemein. Unter Anderem sprach man von der Hochzeit des Figaro, welche man seit kurzer Zeit auf dem Theater français wieder vorgenommen hatte. Ich hörte zum ersten Male von diesem Theaterstücke sprechen ... Man wird später sehen, warum ich bei diesem Umstande verweile.

— Ich gestehe, — sagte meine Großmutter, — daß ich nichts Feineres, nichts Reizenderes, als Mademoiselle Mars in der Rolle der Susanne gesehen habe, es ist unmöglich mehr Anmuth mit mehr Schalkhaftigkeit und Koketterie zu vereinigen.

— Und Mademoiselle Clodilde? in der Rolle des Cherubin, Madame? — erwiederte eine andere Person, — ist sie nicht in ihrem Kostüme als kleiner Page gleichfalls reizend?

— Sie ist köstlich, — erwiederte Frau von Francheville, — man kann keine schelmerischere Miene haben.

— Was mich besonders an dem Spiele der Mademoiselle Clotilde überraschte, — erwiederte Herr de la Bussière, — das ist der Anstrich von zarter Schwermuth, den Mademoiselle Clotilde hier und da über den Charakter des kleinen Pagen verbreitet; er ist kein Kind mehr und doch auch noch kein Mann, er ist ein von seinen fünfzehn Jahren gequälter Jüngling, wie das Lied sagt, und schon im Geheimen in seine schöne Pathin verliebt.

Ich horchte begierig auf diese Worte. Vor meiner Zusammenkunft mit der Mutter Jean Raymond's und dem Antrage des Herrn de la Bussière, unter die Pagen des Königs einzutreten, hätten sie meine Aufmerksamkeit nicht auf sich gezogen; dieser heimlich in seine schöne Pathin verliebte Cherubin ließ mich träumen, so sehr träumen . . . daß ich mich weniger für die Fortsetzung der Unterhaltung interessirte.

Man hatte in der That aufgehört sich mit Cherubin zu beschäftigen, um von Mademoiselle Mars in einer anderen Rolle zu sprechen; der Name der berühmten Künstlerin brachte die Unterhaltung auf einige, kürzlich in dem Parterre der Comédie française in Bezug auf Veilchensträuße, welche Mademoiselle Mars seit einiger Zeit trug, verursachte Unruhen; Sträuße, die damals als aufrührerische Sinnbilder betrachtet wurden. Von diesen Theaterunruhen kam man bald

auf ernstlichere Aufstände, die vor Kurzem in dem Süden von Frankreich ausgebrochen waren. In dieser Beziehung entspann sich ein Gespräch zwischen Herrn de la Bussière und einem Herrn Descombes, Procurator des Königs in Paris. Das gallsüchtige Gesicht, die buschigen schwarzen Augenbrauen, die fast Unglück verheißende Miene dieser obrigkeitlichen Person sind meinem Geiste immer gegenwärtig geblieben.

Auf die von Herrn Descombes gemeldete Nachricht von diesen Aufständen antwortete Herr de la Bussière:

— Glücklicher Weise sind in dem Süden unsere wackeren katholischen und royalistischen Freunde in großer Majorität; sie werden leicht mit der Handvoll Bonapartisten fertig werden, welche sich in ihrer Ohnmacht aufwiegeln.

— Wenn es blos die Bonapartisten wären, — antwortete Herr Descombes, — so wäre die Sache weniger gefährlich; aber die Protestanten rühren sich. Es besteht unter dieser verwünschten Race immer ein alter revolutionärer Sauerteig; ich werde Sie daher auch sehr in Erstaunen setzen, wenn ich Ihnen sage, daß man in Uzes rothe Mützen gesehen hat, und daß man daselbst sogar, wie ungeheuer, wie unerhört, gerufen hat: Es lebe die Republik!

— Das sind Elende, denen man erst Sturzbäder, und nachher die Peitsche geben muß, — antwortete Herr de la Bussière lachend, — und wenn dieses Mittel sie nicht heilt, dann bringt man ihnen einige Unzen

Blei in das Gehirn bei. Ein Jakobiner, denn ein Jakobiner allein kann in unseren Tagen rufen: Es lebe die Republik! ein Jakobiner ist ein wüthendes oder unvernünftiges Thier. Noch ein Mal, Blei oder Sturzbäder.

— Ich widersetze mich aus allen meinen Kräften dem Mittel des Bleies, denn ich will durchaus nicht den Tod des Sünders, — sagte meine Großmutter, — wenn es aber sein muß, so wäre ich für die Sturzbäder.

— Dam, Madame, Sturzbäder von siedendem Oel ... — sagte ein Spaßvogel, der viel Gelächter erregte.

— Auf mich, — begann ein Anderer wieder, — macht ein Jakobiner immer den Eindruck eines von einem Tiger und einer Wölfin entsprungenen Ungeheuers ...

— Warum nicht von einer Jakobinerin, — fügte Jemand hinzu, — denn es hat wirklich solche abscheuliche Weiber gegeben.

— Dann lassen Sie sie uns ... Weibchen der Republikaner nennen, wenn Sie wollen, — sagte ein anderer Tischgenosse, — aber ich bitte, lästern Sie nicht den Namen Frau, indem Sie ihn so abscheulichen Geschöpfen geben ...

Da mich der Zufall in diesem Augenblicke die Augen auf Raymond hatte werfen lassen, schien er mir sehr bleich; er hatte seine Augen niedergeschlagen, aß nicht, und Das, was man ihm vorgelegt hatte, blieb auf seinem Teller. Ich legte kein Gewicht auf diese Be-

merkung, ich dachte, Jean wäre vielleicht verlegen, sich in so glänzender Gesellschaft zu sehen.

Die Unterhaltung ging ihren Gang fort.

— Ich versichere Ihnen, meine Herren, — begann Herr Descombes wieder gravitätisch, — daß Das, was ich Ihnen sage, ernst, sehr ernst ist. Diese abscheuliche revolutionäre Partei, welche man im Blute ersäuft glaubte, das sie vergossen hat, nimmt jetzt die Maske des Bonapartismus an, um die Bevölkerung irre zu leiten und aufzuwiegeln. Einige dieser nach Blutbädern durstigen Tiger treiben die Frechheit sogar so weit, daß sie unverhohlen ihre entsetzliche Fahne aufpflanzen, wie das in Uzes stattgefunden hat, wo sie gerufen haben: Es lebe die Republik. Glücklicher Weise sind unsere Freunde dort, wie der liebe Herr de la Bussière gesagt hat.

— Ohne zu rechnen, — begann ein anderer Tischgenosse wieder, — ohne die tapferen Truppen unserer lieben Verbündeten zu rechnen, welche die Räuber der Loire überwältigt haben, und diese waren bei Weitem schwerer zu unterdrücken, als eine Handvoll Jakobiner.

— Ohne Zweifel, — erwiederte Herr Descombes, — ist die Macht auf unserer Seite; aber wir schlafen nicht ein, unsere ewigen Feinde wachen, ein Beweis davon ist, daß ein gewisser Godefroy, ein rasender Republikaner ...

Bei diesem Namen sah ich Jean Raymond, auf den

ich, durch seine Blässe betroffen, von Neuem die Augen geworfen hatte, sehr erröthen.

— Godefroy! — fragte einer der Tischgenossen, — Godefroy, das ehemalige Conventsmitglied? der sich so mild stellte, der feige Heuchler!

— Man muß gestehen, — wagte einer der Tischgenossen zu äußern, — daß man selbst unter der Schrekkensherrschaft wundervolle Züge von Gnade und Großmuth an dem Conventsmitglied Godefroy und seinem Schwager entdeckt hat, dem ...

— Schändliche Heuchelei! — rief Herr Descombes, indem er den Tischgenossen voll Bitterkeit unterbrach; — der Schakal in der Maske eines Lammes, um seine Beute besser zu ergreifen.

— Gehen Sie, gehen Sie, mein lieber Herr Descombes, — sagte meine gute Großmutter, — halten wir an dem Glauben an das Gute ohne geheimen Rückhalt fest: es ist so leicht und so angenehm an das Gute zu glauben ...

— Leider! Madame, — erwiederte der Procurator, — können wir, wenn wir die Dinge schärfer in's Auge fassen, einen solchen Optimismus nicht theilen, besonders in Bezug auf diesen Godefroy. Sie sollen erfahren, warum.

— Lassen Sie hören, mein lieber Herr Descombes, — sagte meine Großmutter. — Erklären Sie es uns, denn ich, die ich einen Zeitraum von funfzehn Jahren treu im Gedächtniß bewahre, ich erkläre Ihnen, daß ich in

diesen traurigen Zeiten der Revolution alles Gute von diesem Conventsmitgliede Godefroy habe sagen hören; eine Frau, die sich für einen Vater, einen Sohn oder einen Gatten an ihn wandte, war immer gewiß Gehör zu finden.

— Ich wiederhole Ihnen, Madame, Heuchelei, Nichts als Heuchelei, dieser Godefroy war nach dem 9. Thermidor nur durch die Flucht der Hinrichtung entgangen, welche die Bösewichter seines Gleichen erwartete; er hatte sich seit mehreren Jahren nach den Vereinigten Staaten geflüchtet; aber kürzlich in Bordeaux gelandet, hatte er sich nach dem Süden begeben, wo er ehedem zahlreiche revolutionäre Verbindungen hatte; nun hat er die Protestanten bearbeitet, die Bonapartisten aufgewiegelt, und in der Meinung, daß der Augenblick gekommen wäre, hatte er einen glücklicher Weise bald unterdrückten revolutionären Aufstand versucht, in Folge dessen dieser Godefroy verhaftet und von einem unserer Obergerichtshöfe zum Tode verurtheilt worden ist.

— Hat man je die Frechheit eines solchen Banditen gesehen, — erwiederte eine Stimme.

— Das Traurigste bei der Sache ist, — begann Herr Descombes wieder, — daß es diesem elenden Godefroy gelungen ist aus dem Gefängnisse zu entkommen; man glaubt, daß er in den Gebirgen von Vivarais an der Spitze einer Handvoll Räuber seines Schlags herumirrt. Aber, Gott sei Dank, er wird den ihm drohenden Verfolgungen nicht entrinnen können,

denn er ist ein durch Kühnheit, Ausdauer und Verschlagenheit höchst gefährlicher Mensch.

— Und ich hoffe, — sagte einer der Tischgenossen, — man wird, wenn man diesen Bösewicht wieder fängt, nicht so weit gehen, eine übelangewandte Großmuth auszuüben.

— O! o! sein Sie unbesorgt, mein Herr, — sagte Herr Descombes lächelnd, — das Wort Gnade ist glücklicher Weise aus dem Wörterbuche der Obergerichtshöfe gestrichen; Gott sei Dank, es fehlt uns nicht an Belegen; außerdem hat uns die Vorsehung mit einem Polizeiminister begabt, der an Scharfsinn nicht seines Gleichen auf der Welt hat. Sie würden aus den Wolken fallen, meine Damen, — fügte der Procurator des Königs selbstgefällig hinzu, — wenn Sie die Gewaltstreiche Seiner Excellenz kennten ... ich sollte sagen seine Wunder; Sie würden mir nicht glauben, wenn ich Sie von den wundervollen, unerhörten Mitteln unterrichtete, die er anwendet, um gewisse ... sehr zarte ... ach, meine Damen, wenn Sie wüßten, ... Geheimnisse zu entdecken ... welche Werkzeuge er braucht! bis jetzt unglücklicher Weise nur zu sehr vernachlässigte Werkzeuge, doch mit Ausnahme dieses feinen Polizeimannes, des Herzogs von Otrante. Denn unter der Kaiserzeit hat sich der Herr Herzog dieser geheimnißvollen Mittel in zwei oder drei Fällen so wundervoll bedient, daß, als man in dem letzten Augenblicke den Verhafteten gesagt, durch wen sie angezeigt worden,

sie hingerichtet wurden, ohne dieser Mittheilung Glauben schenken zu wollen; so ungereimt und unmöglich schien sie ihnen.

— Aber, mein Herr, wissen Sie, daß Das, was Sie da sagen, zum Mindesten sehr schrecklich ist, — erwiederte eine Frau; — man würde sich am Ende nicht mehr unter seinen Freunden für sicher halten?

— Beobachter unter seinen vertrauten Freunden zu haben, — erwiederte Herr Descombes lachend, — das ist das Geringste. Ich wiederhole Ihnen, meine Damen, daß Seine Excellenz, der Polizeiminister, weit sinnreichere Mittel hat, als diese da! Beruhigen Sie sich also auch, früh oder spät wird Keiner der Elenden, von denen wir sprechen, dem Schwerte der Gerechtigkeit entgehen!

— Ach! meine Freunde, — erwiederte meine Großmutter betrübt, — immer Verhaftungen! Verurtheilungen! bürgerlicher Zwist! Ich, die ich so sehr hoffte den Frieden, die Freude, die alte französische Heiterkeit mit der Rückkehr unserer guten Könige wieder einziehen zu sehen. Wann werden denn diese traurigen Zerwürfnisse enden?

— Sie werden enden, Madame, wenn der letzte Revolutionär das Schaffot bestiegen, — sagte Herr Descombes, indem er langsam ein Glas alten Wein leerte.

Die Unterredung wurde plötzlich durch meine Tante

unterbrochen, welche, ihrer Tochter Julia gegenübersitzend, in unruhigem Tone ausrief:

— Mein Gott! Julia ... was fehlt Dir denn? ... Du bist ganz in Thränen ...

— Verzeihung, Mama ... es ist nicht meine Schuld ... — erwiederte meine kleine Cousine Julia, und indem sie mit einer Geberde auf Jean Raymond zeigte, welcher blaß und mit gesenktem Kopfe neben mir saß: — Ich habe große Thränen aus den Augen des Herrn auf seinen Teller fallen sehen; ... da, ... ich weiß nicht warum, ... aber den Freund Ferdinand's weinen sehen, ... da habe ich mich der Thränen auch nicht erwehren können.

Aller Blicke wandten sich jetzt nach Julia und Jean Raymond. Sehr bestürzt stand ich von meinem Platze auf, um zu meinem Freunde zu eilen, während meine Großmutter voll Rührung zu Jean sagte:

— Mein armes Kind, was fehlt Ihnen denn? Warum diese Thränen?

— Es ist Nichts, Madame, — stammelte Jean; — ich bitte Sie um Verzeihung; ... aber ... ich habe so heftiges Kopfweh, der Schmerz ist so groß, daß ich mich nicht habe enthalten können zu weinen ...

— Ferdinand, — sagte meine Großmutter zu mir, — begleite Deinen Freund; laß ihn frische Luft schöpfen, ich werde nachkommen.

Ich verließ mit Jean den Speisesaal, und führte

ihn in den Garten. Kaum war er dort, als er den Kopf zwischen seine beiden Hände drückte und ausrief:

— O! was ich gelitten... Mein Gott, was ich gelitten habe...

— Ich glaube es, — sagte ich zu ihm, immer mehr bekümmert. — Ich glaube es, Jean... denn Du hast geweint... Aber es war nicht Dein Kopfweh, was Dir Thränen entrissen, ich weiß, Du bist nicht so empfindlich, um das zu glauben; ich bitte Dich daher inständig... sage mir, was Dir fehlt.

Jean sah mich mit einem Ausdrucke bitterer Ueberraschung an.

— Was mir fehlt, — rief er aus, — Du fragst mich?

— Ei... ja, — sagte ich ganz offenherzig zu ihm.

Raymond schwieg einen Augenblick, währenddem er mich fest anblickte; dann reichte er mir die Hand und sagte:

— Es ist wahr... Du kannst nicht wissen... Du hast nicht begreifen können, wie weh mir Das that, was ich hörte!

— Was Du hörtest? — erwiederte ich ihm, indem ich mich der Unterredung beim Mittagessen zu erinnern suchte, und da ich in derselben Nichts fand, was diesen schmerzlichen Eindruck auf Jean hätte machen können, setzte ich hinzu: — Und was sagte man bei dem Mittagessen, das Dir so viel Schmerz hätte verursachen können?

— Ferdinand, laß uns umkehren, die Luft hat einen wohlthätigen Einfluß auf mich gehabt, — erwiederte Jean, ohne auf meine Frage zu antworten. — Entschuldige mich bei Deiner Großmutter und sage ihr, ich habe ganz beschämt über mein albernes Unwohlsein, nicht gewagt wieder in ihrer Gesellschaft zu erscheinen... Adieu.

— Wie?... Du gehst?... Aber ich gebe es nicht zu... der Wagen ist um neun Uhr bestellt, uns wieder nach Saint-Barbe zurückzubringen.

— Ich danke, Ferdinand, ich will lieber zu Fuße gehen; das wird für mich besser sein.

— Dann gehe ich mit Dir.

— Nein, ich bitte Dich darum.

— Ich sage Dir, daß ich mit Dir gehe. Laß mir nur so viel Zeit, um von meiner Großmutter Abschied zu nehmen.

— Ich sage Dir, Ferdinand, ich wünsche, daß ich... allein gehe, — antwortete Jean so entschlossen, daß ich nicht weiter widersprach. Er drückte mir freundschaftlich die Hand und eilte schnell fort.

IX. Capitel.

Jean Raymond täuschte sich nicht. Ich konnte damals nicht begreifen, warum er so schmerzlich über die Unterredung bewegt war, welche an dem Tische meiner Großmutter stattgefunden, eine den Republikanern so feindselige Unterredung; mir waren zu jener Zeit die Ereignisse der Revolution fast ganz unbekannt: die kaiserliche Universität hielt sorgfältig von unseren Studien diese Seiten unserer Geschichte entfernt; außerdem sprach meine Großmutter in ihrer Scheu vor traurigen Gedanken niemals von diesen schrecklichen Jahren. Es fiel mir gleichfalls keinen Augenblick ein, daß die geheimnißvolle Erscheinung des Mannes mit dem blonden Barte auf dem Speicher des kleinen Hauses der Faubourg Saint-Antoine den geringsten Zusammenhang mit diesem kühnen und gefährlichen Godefroy hätte, von dem man damals sagte, er habe sich in die Gebirge von Vivarais geflüchtet.

Je mehr ich nachdachte, desto mehr überzeugte ich mich indeß, daß zwischen Jean und mir ein wichtiges Geheimniß bestehe; ich erklärte mir, wie ich gesagt, durch meine häufigen Beweise von Unbesonnenheit die vorsichtige Zurückhaltung meines Freundes; ich fühlte mich indessen verletzt, oder vielmehr, muß ich gestehen, ich fühlte fast das Bedürfniß mich verletzt zu finden. Das war mir ein Vorwand, dem Zwange zu entgehen, den von nun an meine Verbindung mit Jean mir verursachen mußte. Der Antrag des Herrn de la Bussière, Page des Königs zu werden, lockte mich sehr; ich hatte dieses Anerbieten anfangs nicht gleich angenommen, ebenso sehr in Folge des wahrhaften Kummers, den mir der Gedanke verursachte, mich von Jean zu trennen, als aus Furcht ihm zu gestehen, daß ich sehr geneigt wäre die Anerbietungen des Untergouverneurs der Pagen anzunehmen. Die geheimnißvolle Zurückhaltung Raymond's kam mir daher wundervoll zu Hülfe.

— Er hat seine Geheimnisse, — sagte ich mir, als ich meine Großmutter verließ, um nach Saint-Barbe zurückzukehren; — wohlan! ich werde die meinigen haben, und wenn er mir morgen nicht seine Mittheilungen macht, so wird er Nichts von meinen Plänen erfahren, die außerdem noch nicht beschlossen sind.

Soll ich noch folgendes Geständniß machen, das meine Unentschlossenheit erklärt?

Unter die Pagen des Königs einzutreten, hieß nicht allein mich von Jean trennen und vielleicht für

immer mit ihm brechen, sondern auch mich verurtheilen seine Mutter nicht wieder zu sehen . . . und schon träumte ich von dem Tage, an welchem ich mit meinem Freunde wieder zu dieser liebenswürdigen Frau zurückkehren könnte.

Am folgenden Tage, bei den Morgenerholungsstunden, sagte Jean in einem zugleich ernsten und innigen Tone zu mir:

— Ferdinand, ich habe eine Bitte an Dich; sprich mir niemals von dem Kummer, den mir die gestrige Unterredung bei Deiner Großmutter verursachte; ich würde mich nicht offenherzig gegen Dich darüber erklären können. Es wird mir sehr schwer ein Geheimniß vor Dir zu haben, aber dieses Geheimniß ist nicht allein das meinige, sonst . . . würde ich Dir Alles sagen. Vergessen wir daher diesen Abend, den ich Dir so langweilig gemacht habe . . . Was ich niemals vergessen werde, ist die Aufnahme Deiner guten Großmutter, und . . . mache Dich nicht über mich lustig, — fügte er halblächelnd hinzu, — Das, woran ich mich gleichfalls immer erinnern werde, ist das vortreffliche Herz Deiner Cousine Julia. Arme Kleine! zu weinen . . . weil sie mich weinen sah . . .

— Sie ist so sehr wie ein Kind . . .

— Das ist wahr . . . Aber sie ist ein gefühlvolles und liebenswürdiges Kind.

— Wahrhaftig, — erwiederte ich lachend, — das

kommt daher, weil Du den französischen Cavalier gespielt hast?

— Das wäre wohl geschehen ohne meinen Willen... wir hatten wohl ... zu Anfange des Mittagessens ... ein wenig gesprochen.

— Mit einem kleinen Mädchen von ihrem Alter wäre ich neugierig zu wissen, worüber Ihr habt sprechen können?

— Von Dir...

— Von mir?...

— Sie läßt Dir mehr Gerechtigkeit widerfahren, als Du ihr... Zwei bis drei Mal hat sie mir von Dir Dinge voll Artigkeit und Anmuth gesagt... Dann, — fügte Jean hinzu, dessen Züge sich bei dieser Erinnerung zusammenzogen, — habe ich sie nur noch zerstreut angehört... Ich dachte an andere Dinge, ... so daß ich ganz ihre Nähe vergaß, ... bis ich ihre Mutter fragen hörte, warum sie weine...

— Da Du sie so liebenswürdig findest, so könnt Ihr Eure Bekanntschaft erneuern, sobald Du wieder mit uns zum Mittagessen kommen wirst; denn wir werden doch unsere doppelte Partie wieder aufnehmen? Deine Mutter ist so gütig gegen mich gewesen, daß ich sie wieder zu sehen hoffe.

Auf meinen Vorschlag antwortete mir Jean ziemlich verlegen:

— Es ist möglich, daß sich meine Mutter bald auf

einige Zeit von Paris entfernt; aber... später... wenn es angeht... wird sie Dir noch ein bescheidenes Vesperbrod wie das gestrige anbieten.

Jean verschob so meine zweite Zusammenkunft mit seiner Mutter auf unbestimmte Zeit; meine Züge verriethen ohne Zweifel meine getäuschte Hoffnung. Mein Freund täuschte sich über meine Gemüthsbewegung und sagte betrübt zu mir:

— Wie ich sehe, Ferdinand, verzeihst Du mir meinen Mangel an Vertrauen nicht? und dennoch, — fügte er mit bewegter Stimme hinzu, — schwöre ich Dir, daß mein Herz voll davon ist... Ich würde so viel Glück darin finden, mein Herz Dir zu öffnen... Ach! wenn ich es könnte...

— Sieh, Jean, — sagte ich, von seiner Traurigkeit gerührt, — ich würde es ohne Zweifel vorziehen, Dein Vertrauen zu besitzen;... aber ich habe Dir zu viele Beweise von meiner Plauderhaftigkeit gegeben, als daß Du ohne Zurückhaltung mit mir sprechen könntest!

— Es ist wahr, Du bist leichtsinnig, unbesonnen; wenn es sich indessen nur um mich handelte, so würde ich Dir Nichts verhehlen. Aber einst wirst Du vielleicht Alles erfahren; dann wirst Du mein Schweigen begreifen und billigen.

Und Jean verließ mich plötzlich, als ob er eine Unterredung endigen wollte, die ihn in Verlegenheit setzte.

Allein mit den tausend verschiedenen Gedanken, von denen ich bewegt war, wollte ich gleichsam mir selbst ent-

fliehen, und ich eilte Hyacinth zu besuchen, der seit einigen Tagen wegen eines ziemlich ernsten Unwohlseins in dem Krankensaale zurückgehalten wurde.

. . . .

Zwei Tage darauf, nachdem Jean bei meiner Großmutter zu Mittag gegessen, fand in dem Gymnasium eines jener kleinen Ereignisse statt, welches selbst in zahlreichen Klassen, wie die von Saint-Barbe, immer Aufsehen erregt; ich spreche von dem Eintritte eines Neuen.

Dieser Schüler hieß André Levasseur, er schien ohngefähr in meinem Alter und in dem von Jean zu stehen. Seinem Gesichte, obgleich bleich und schmächtig, fehlte es weder an Reiz noch an Sanftmuth, seine Sprache war süßlich, seine Manieren waren einnehmend, fast schmeichelnd; er schien, zum Mindesten nach den von ihm gemachten Ausgaben, die er freigebig mit seinen Kameraden theilte, einer reichen Familie anzugehören; in den ersten Tagen seiner Ankunft wollte er sogar, was gar nicht gebräuchlich war, zum Willkommen in unserer Klasse eine große Menge von kleinen Kuchen vertheilen; kurz, er wandte mit außerordentlichem Eifer alle möglichen Mittel an, die Freundschaft seiner Kameraden zu gewinnen.

Jean war nicht in derselben Klasse mit mir: ich war in der zweiten, er in der Rhetorik. André Levasseur hatte von dem Tage seiner Ankunft in Saint-Barbe an verlangt, den Vorlesungen der Rhetorik beizuwohnen;

aber nach dem Examen wurde er nur in der zweiten Klasse, in der ich mich auch befand, zugelassen. Unser neuer Kamerad war seit ohngefähr einer Woche auf dem Gymnasium, als Jean eines Tages zu mir sagte:

— Ich weiß nicht, warum dieser Levasseur sich durchaus mit uns, und, wie ich glaube, besonders mit mir befreunden will? Hast Du bemerkt, wie er immer nach unserer Seite sich wendet, wenn wir mit einander spazieren gehen?

— Es ist wahr, aber was willst Du? Er kennt noch Niemand auf der Schule. Er sucht sich Freunde zu machen. Man kann ihn deshalb gerade nicht tadeln. Uebrigens scheint er ein sehr guter Mensch zu sein.

— Ja, — antwortete Jean mit einem seltsamen Ausdrucke, — er scheint mir sogar ein zu guter Mensch zu sein.

— Wie so?

— Gestern war ich zu dem Pförtner gegangen, um eine Schreibtafel zu kaufen. Sie kostete fünfzehn Sous, ich hatte nur zehn in meinem Beutel. Der Pförtner wollte mir borgen, ich schlug es aus, indem ich beschloß, diese Schreibtafel erst nächste Woche zu kaufen; Levasseur war auch da; als ich die Wohnung des Pförtners verließ, redete er mich an und sagte in einem süßlichen Tone zu mir, indem er ein Goldstück aus seiner Westentasche zog:

»Mein lieber Raymond, unter Freunden ist Alles gemeinschaftlich: nimm diese zwanzig Franken, es bleibt

mir noch genug übrig, um diesen Monat auszukommen; Du wirst mir das wiedergeben, wann Du willst.«

— Zuvörderst bin ich Dein Freund nicht, — antwortete ich Levasseur, — und dann borge ich nur Das, was ich zurückgeben kann, — und ich kehrte ihm den Rücken. Seitdem hat er mehrere Male unter verschiedenen Vorwänden wieder mit mir angebunden; bald bat er mich ihm eine geometrische Aufgabe erklären zu helfen; ich verwies ihn an seinen Repetenten; ein anderes Mal bat er mich um Rath wegen eines Briefes, den er an einen seiner Verwandten schreiben wollte; endlich, in seinem Eifer sich mit mir zu befreunden, und ohne Zweifel als letztes und siegendes Mittel wollte er mir schlechte Bücher leihen.

— Schlechte Bücher? Welche schlechten Bücher?

— Ich weiß es meiner Treue nicht; er sagte mir, er habe ein Schreibpult mit doppeltem Boden mitgebracht, und er wollte, wenn ich in einer Erholungsstunde, wo Alle fort wären, mir in der Klasse das Pult und die Bücher sehen lassen. Er machte mich neugierig; sein Antrag, mir schlechte Bücher zu leihen, widerte mich an; ich wandte ihm den Rücken, indem mich die Lust anwandelte, ihn durchzubläuen, und untersagte es ihm nachdrücklich, mich in Zukunft wieder anzureden. Dieser Mensch hat so etwas Gemeines und Falsches in dem Gesicht, das mir zuwider ist.

Die Glocke wurde gelauten; ich verließ Jean und kehrte in die Klasse zurück.

Die schlechten Bücher kamen mir nicht aus dem Kopfe, doch wußte ich gar nicht, was ein schlechtes Buch ist; ich wäre ohne Zweifel nicht neugieriger als Raymond gewesen mich davon zu unterrichten, wenn nicht seit unserem Besuche bei seiner Mutter eine gewisse Umwandlung in mir vorgegangen wäre. Das Gesicht dieser liebenswürdigen Frau verfolgte mich überall hin, in meinen Träumen, mitten in meinen Studien oder auf meinen Spaziergängen, die ich, seit Hyacinth's Aufenthalt in dem Krankensaale, oft allein machte; dann war mir aus verschiedenen Gründen die Gegenwart Jean's lästig, ich warf mir fast wie ein Verbrechen die Gemüthsbewegung vor, welche mir das Andenken an seine Mutter verursachte; diese unbestimmten und glühenden Gedanken bestürmten mich indessen ohne Aufhören. Wenn ich an Madame Raymond dachte, stieg mir die Hitze in den Kopf, ich fühlte meinen Puls voller und stärker schlagen, ich trat vor der Zeit auf die Stufe des Lebens, auf welcher der Jüngling dem Mannesalter sich nähert.

Das Jean von Levasseur gemachte Anerbieten in Bezug auf diese schlechten Bücher stieg daher um so lebhafter in meinem Gedächtnisse wieder auf, als eine geheime Stimme mir sagte, daß ich ohne Zweifel in dieser Lektüre die Erklärung der geheimnißvollen Unruhe finden würde, von der ich gequält war.

André Levasseur befand sich in der Klasse unter mir auf einer Bank, aber in einiger Entfernung; ich bedauerte

diese Entfernung, empfand indessen eine außerordentliche Scham, eine unbeschreibliche Beklemmung des Herzens bei dem bloßen Gedanken, mit ihm von den schlechten Büchern zu sprechen, deren Besitzer er war, und die ich so sehnlichst kennen zu lernen wünschte.

Die Stunde verfloß so.

Während der Erholungsstunde kam Jean nicht zu mir, er wandte diese Zeit zu einer Privatstunde in der Mathematik an; Hyacinth war in dem Krankensaale. Ich war daher im Stande Levasseur anzureden; ich sah ihn von Weitem in einer Ecke des Hofes spazieren gehen; zwanzig Male stand ich im Begriffe zu ihm zu gehen, immer hielt mich die Scham zurück.

Der Zufall wollte, daß André mich erblickte.

Er kam anfangs nicht sogleich auf mich zu, indem er ohne Zweifel erwartete, daß Jean zu mir kommen würde, aber bald dreister, näherte er sich rasch und sagte zu mir:

— Ach! Ferdinand, wie freue ich mich, Dich allein zu finden!

Ich wurde über und über roth; mein Herz klopfte stärker; ich wagte nicht dem Besitzer der schlechten Bücher in's Gesicht zu sehen, und ich antwortete mit gedämpfter Stimme:

— Warum ... freust Du Dich mich allein zu finden?

— Weil man Dich nicht anreden kann, wenn dieser rohe Jean Raymond bei Dir ist.

— Jean ist mein Freund, sprich nicht schlecht von ihm.

— Wie, Ferdinand, zu sagen, daß Dein Freund Jean verteufelt roh ist, ist das eine Bosheit? Es ist im Gegentheile eine Wahrheit. Eine andere muß ich noch hinzufügen, nämlich, daß Jean, sein barsches Wesen abgerechnet, der wackerste Mensch von der Welt ist. Ich wäre daher auch sehr glücklich gewesen ihn zum Freunde zu haben; aber er hat den Stolzen gespielt, er hat mich zurückgewiesen.

Und André Levasseur seufzte traurig.

— Am Ende, — begann er nach einem Schweigen wieder, — hat nicht Jedermann dasselbe Glück, als Du. Der vertraute Freund Raymond's zu sein, weißt Du, daß dies fast ein Ruhm in Saint-Barbe ist?

Und nach einem neuen Schweigen, das ich nicht unterbrach, denn ich dachte nur an die schlechten Bücher, fügte André hinzu:

— Mein Gott, mein Gott! was habe ich denn Raymond gethan, daß er mich so verächtlich zurückweist? Hat er es Dir nicht gesagt, Ferdinand, Dir, seinem besten Freunde?

— Höre, André... wenn Du mir versprichst... wenn Du schwörest, Niemand Das zu sagen, was ich Dir anvertrauen will...

— Ich gebe Dir mein heiligstes Ehrenwort darauf, — rief André in feierlichem Tone; — was wir unter uns gesagt haben, wird unter uns bleiben.... O! Ferdinand, — fügte er mit rührender Stimme hinzu, — wenn das Geheimniß, das Du mir anvertrauen

willst, der Anfang unserer Freundschaft sein könnte... wie sehr würde ich mich darüber freuen, ich, den Jedermann flieht.

— Jedermann? André?

— Wenn ich sage Jedermann... so irre ich mich, es würde mir nicht an Freunden fehlen, wenn ich wollte, — antwortete Levasseur mit einem spöttischen Lächeln. — Wenn man Das hingibt oder mittheilt, was man hat, so findet man immer Freunde; aber diese Freundschaften reizen mich nicht; ich wünschte daher auch recht sehr mich mit Raymond oder mit Dir zu befreunden... Aber, Apropos? Dieses Geheimniß, das Du mir mittheilen wolltest?

— Siehst Du, André, Du hast Raymond verletzt, indem Du ihn für einen jener Freunde hieltest, die man durch Freigebigkeit erwirbt... Du hast ihm angeboten... ihm zwanzig Franken zu leihen... Er ist arm, und Du hast ihn gedemüthigt.

— Gestehe, Ferdinand, — sagte Levasseur betrübt zu mir, — daß man viel Unglück hat! Ich mache von ganzem Herzen ein Anerbieten, um einem Kameraden gefällig zu sein, und das seinige wendet sich von mir.

— Das ist nicht Alles, — versetzte ich wieder erröthend und mit stockender Stimme; — aber, André, Du schwörst mir wenigstens, davon Niemand etwas zu sagen?

— Ich schwöre es Dir.

Ich schlug die Augen nieder, ich nahm mich mit

Gewalt zusammen, und stammelte, als ob diese Worte mir die Lippen verbrannt hätten:

— Du hast gesagt . . . daß Du ein Pult mit doppeltem Boden besäßest . . . und daß Du in diesem Pulte . . . schlechte Bücher hättest . . .

— Nun freilich! ja, das ist wahr, — antwortete Levasseur gleichfalls leise und in einem geheimnißvollen Tone, — ja, ich habe verbotene Bücher . . . Faublas . . . und den Poeten . . . Wenn Du wüßtest, wie unterhaltend das ist! . . . willst Du, daß ich sie Dir leihe?

Bei diesem Anerbieten glaubte ich in Ohnmacht zu sinken, meine Knie zitterten unter mir; was ich empfand, als meine Hand zum ersten Male die Hand einer Geliebten drückte, ist nur eine kalte Gemüthsbewegung gegen den glühenden . . ., fast Schwindel erregenden Eindruck gewesen, den ich bei dem Anerbieten dieser Romane empfand, von denen ich indeß nur zum ersten Male den Titel aussprechen hörte.

André errieth die Erschütterung, deren Gewalt ich unterlag; er schwieg einen Augenblick, und fügte mit einem spöttischen Lächeln, das seinen gewöhnlichen süßlichen und schmeichelnden Zügen einen ganz neuen Ausdruck verlieh, hinzu:

— Du nimmst es nicht an? . . . Du bist also derselbe Tugendheld, derselbe Zieraffe wie Jean Raymond, der sich darüber empört, daß wir Bücher, die für Erwachsene bestimmt sind, lesen? Als ob wir in unserem Alter Kinder wären! Es steht ihm frei bis zu dreißig

Jahren ein Kind zu bleiben, wenn ihm das gefällt; was mich betrifft, so beneide ich seine Unschuld nicht, und ich bin überzeugt, Ferdinand, Du auch nicht; denn dazu bist Du nicht beschränkt genug.

— O! nein, — erwiederte ich, aus Furcht in den Augen Levasseur's lächerlich zu scheinen; — und außerdem tadle ich Jean nicht, er hat seine Ansichten, wir haben die unsrigen. Nicht wahr, André?

— Gewiß, und dann, siehst Du, ich glaube, daß Raymond eifersüchtig auf Dich ist.

— Eifersüchtig auf mich! er! Du irrst Dich.

— Mein Gott, Ferdinand, denke Dir doch, daß man oft eifersüchtig ist ohne es zu wollen, und fast ohne es zu wissen; so ist Raymond trotz seines rauhen Charakters einer der besten Schüler von Saint-Barbe, das ist wahr; aber er ist arm wie ein Bettler, er hat etwas Gemeines in seiner Haltung, er ist immer wie ein Gymnasiast gekleidet, kurz, er hat nicht wie Du das Ansehen eines jungen Mannes von Stande, eines jener jungen Leute ... welche die Frauen schon von der Seite anblicken.

— Die Frauen! — sagte ich feurig zu André, indem ich purpurroth wurde, — die Frauen ... auf Kinder wie wir achten ... Du glaubst das, Du, André? Geh' doch, das ist unmöglich.

Levasseur zuckte mit den Achseln, lächelte mit einer Miene geringschätzender Ueberlegenheit, und fügte dann hinzu:

— Mein armer Ferdinand, wenn Du Faublas und den Poeten gelesen hast, wirst Du erfahren, daß es vor Allem Kinder sind, wie wir, auf welche diese noch jungen und schönen Frauen achten, die aber die Dreißig zurückgelegt haben, und im Allgemeinen unsere Erzieherinnen sind.

Die Gluth stieg mir in das Gesicht; ich erbebte. Ich erinnerte mich, daß ja auch die Mutter Raymond's jung, schön und dreißig Jahre alt wäre; ich war nicht stark genug André zu unterbrechen, er fuhr fort:

— Ja, Ferdinand, die Kennerinnen, wie man sagt, achten auf uns; Du wirst im Faublas seine Abenteuer mit der schönen Marquise von B... kennen lernen, als er ihr unter weiblichen Kleidern vorgestellt wurde, denn er stand ohngefähr in unserem Alter.

Dann fügte André lachend hinzu, indem er mich anblickte:

— Es ist sonderbar, weißt Du, daß Du das treueste Abbild des sechszehnjährigen Chevaliers von Faublas bist?

— Ich! geh' André, Du scherzest.

— Du wirst das Buch lesen und sehen, ob ich mich irre. Ah! Ferdinand, welches Vorbild dieser liebenswürdige Chevalier für uns ist. Mit achtzehn Jahren hatte er schon drei Mätressen: die schöne Marquise von B..., eine unschuldige Kostgängerin des Klosters und eine wie Amoretten hübsche schelmische Kammerjungfer!

Anfangs hörte ich André mit einer gewissen Trunken-

heit zu, mein Blut kochte in den Adern, eine Wolke umnebelte meine Augen, dann fühlte ich eine so schmerzliche Beklommenheit des Herzens, eine so unendliche Bangigkeit, daß ich vor Levasseur eine mit Widerwillen gemischte Furcht empfand. Ich konnte mich nicht enthalten, indem ich mich von ihm entfernte, auszurufen:

— Du bist auch ein gar zu schlechtes Subject! Wenn ich auf Dich hörte... so wäre ich verloren...

André brach in ein lautes spöttisches Gelächter aus, welches mich mehr demüthigte, als erzürnte; es war die falsche Scham des Guten und Rechtschaffenen, welche mich durchbebte, ein am meisten zu bedauernder Fehler schwacher Menschen ohne feste Grundsätze! Ich hielt mich in den Augen meines Kameraden für lächerlich, dann, wenn ich es gestehen muß, hatte ich mich wider Willen durch seine Schmeicheleien in Bezug auf meine Aehnlichkeit mit diesem glücklichen Chevalier von Faublas fangen lassen, dessen Liebesabenteuer zu lesen ich mich sehnte, und dann endlich konnte ich folgende Worte André's nicht aus meinen Gedanken bringen:

»Es sind besonders jene noch jungen und schönen Frauen, die aber die Dreißig überschritten, die auf Kinder wie wir sind, achten.«

Ich war zwar noch nicht so weit gekommen, mir einzubilden, daß die Mutter Jean Raymond's auf mich geachtet hätte; aber sie war über die Dreißig, sie war wundervoll schön, es bedurfte nicht mehr, um die gefährlichen Verlockungen Levasseur's mit Flammenzügen

meinem Geiste einzuprägen. Wir schwiegen Beide. Als ich die Augen wieder aufschlug, begegnete ich seinem arglistigen und scharfen Blicke, der mir imponirte und meine Verlegenheit verdoppelte.

Levasseur empfand Mitleid mit mir; er sagte in einem freundschaftlichen Tone zu mir:

— Es war Unrecht von mir über Dich zu lachen, aber ich konnte mich dessen nicht enthalten, als Du mich für ein schlechtes Subject ausgabst, weil ich ein wenig gewitzigt bin. Wohlan, Ferdinand, um Dir zu beweisen, daß ich Dir keinen schlechten Rath geben und besonders Dich nicht verderben will, ... wie Du sagst, laß mich Dir ein Beispiel anführen: nicht wahr, Du hast oft an den Mauern die Theaterzettel gesehen?

— Ja, ... weiter?

— Auf diesen Zetteln hast Du vielleicht die Hochzeit des Figaro angekündigt gesehen, ein Lustspiel, das man seit einiger Zeit auf dem Theater Français gibt.

— Ganz Recht, meine Großmutter hat dieses Stück die vorige Woche gesehen, und am Sonntage hat man bei dem Mittagessen bei uns viel von der Schauspielerin gesprochen, welche eine Pagenrolle spielte.

— Die Rolle des Cherubin? — erwiederte Levasseur mit einer triumphirenden Miene; — ich bin es nicht, der Dich das sagen läßt. Sieh' doch einmal, wie sich das macht. Weißt Du, wer Cherubin ist? welches seine Rolle in diesem Stücke ist?

— Nein, ich weiß, daß es ein ... in seine Pathin

verliebter Page ist, — antwortete ich erröthend, — das ist Alles, was ich weiß ...

— Wohlan! Ferdinand, hier ist das Uebrige: Cherubin ist, wie Du sagst, ein Kind wie wir, und sogar noch weit jünger als wir, denn dieser kleine Page ist höchstens fünfzehn Jahre alt; er ist außerdem hübsch wie Amor, so hübsch, daß seine schöne Pathin rasend in ihn verliebt ist: sie heißt Gräfin Almaviva. Sie ist eine jener Frauen, von denen ich Dir gesprochen, noch reizend, obgleich sie über die Dreißig ist; sie ist also im Geheimen verliebt in Cherubin; er ist ebenso im Geheimen verliebt in seine Pathin, was den kleinen Leichtfertigen nicht abhält, die hübsche Susanne, die Kammerjungfer der Gräfin, in jeder Ecke zu küssen und zu necken. Ach! mein armer Ferdinand, man muß den Auftritt sehen, in welchem Cherubin, eine Spitzenhaube auf seinen schönen blonden Haaren, auf einem Kissen zwischen seiner Pathin und Susanne kniet, während diese beiden hübschen Frauen, die in Liebe für ihn entbrannt sind, davon sprechen ihn als Mädchen zu kleiden, so daß Susanne zu der Gräfin sagt: »Sehen Sie doch, gnädige Frau, welche weiße Arme er hat!« — und so viele andere köstliche Dinge, die ich Dir jetzt nicht alle erzählen kann; ich wollte hiermit nur darauf zurückkommen, mein guter Ferdinand, daß ich deshalb kein schlechtes Subject bin, Dir Dinge zu sagen, die im offenen Theater gesprochen werden, und welche Deine Großmutter zu hören und zu beklatschen selbst hingeht;

das kommt daher, weil in der That Jedermann und die Frauen, o... besonders die Frauen, wahnsinnig verliebt in diesen hübschen Cherubin sind, der seine schöne Pathin anbetet und Susanne, wenn er nur kann, küßt. Mit einem Worte, Ferdinand, antworte mir! Setze den Fall, zwei Kinder, Du oder ich, wir wären wie Cherubin verliebt in eine schöne Pathin und in eine hübsche Susanne, was wäre denn dabei Böses? Da, ich wiederhole es noch ein Mal, Jedermann, Deine Großmutter und ihre Freunde, in das Theater geht, um diesen kleinen Schelm von Cherubin zu beklatschen? Sage mir doch, was Du darauf zu antworten hast?

André Levasseur hatte Recht, ich wußte Nichts auf seine gefährliche Lobeserhebung Cherubin's zu antworten; eine große Last wurde mir vom Herzen genommen; meine großen Bedenklichkeiten schwanden, und indem ich mich an meinen neuen Freund wandte, sagte ich zu ihm:

— Ich war nur ein Dummkopf, denn, Du hast Recht, André, es ist nichts Böses, in unserem Alter verliebt zu sein. Gehen nicht meine Großmutter, ihre Freunde, kurz, wie Du sagst, Jedermann in das Theater, um diesen jungen Mann von fünfzehn Jahren, der in seine schöne Pathin verliebt ist, zu beklatschen?

— Und merke wohl, Ferdinand, Faublas, der Poet, diese schlechten Bücher, wie man sie gewöhnlich nennt, werden öffentlich verkauft, und sind am Ende nur die Geschichte anderer verliebter Cherubin's; nur, mein lieber Ferdinand, empfehle ich Dir die größte

Verschwiegenheit gegen Jean Raymond an wegen unserer vertraulichen Mittheilungen; ein so braver Mensch er auch sonst ist, so würde er doch Böses darin finden, wo es nicht ist.

— Ich wollte Dir gerade dasselbe empfehlen, André, und sogar, wenn Dir das nicht unlieb ist, so würden wir vor den Augen Raymond's uns nicht das Ansehen geben Freunde zu sein; wir sind immer gewiß uns in den Erholungsstunden zu sehen, ohne daß er es ahnet, da er zu dieser Stunde Unterricht in der Mathematik erhält.

— Diese Vorsicht ist mir im Gegentheile sehr lieb. Raymond hat mich verächtlich zurückgewiesen; ich brenne nicht darauf ihn als den Dritten unter uns zu wissen, Deine Freundschaft genügt mir; er würde vielleicht eifersüchtig werden; denn, da er vor mir Dein Freund war, dürfen wir ihm doch keinen Kummer machen, nicht wahr, Ferdinand?

— O! nein, er ist doch trotz seines schroffen Wesens so gut!

— Ich hatte ihn so beurtheilt; aber Du mußt ihn besser kennen als ich, Du, sein vertrauter Freund?

Nach einem Augenblicke des Schweigens begann André wieder mit einem Blicke und einem Ausdrucke, die mich nicht sogleich überraschten, die aber aus verschiedenen Gründen kurz darauf wieder in meinen Gedanken auftauchten und sich für immer darin festsetzten.

— Du bist der Freund Raymond's, daher bist Du vielleicht auch zu ihm gegangen?

— Ja, den letzten Sonntag . . .

— Ah! — rief André aus, als ob meine Antwort ihm eine geheime Freude verursacht hätte, und er fügte hinzu:

— Armer Raymond . . . Es kann bei ihm nicht sehr glänzend sein?

— O! nein . . . Sehr bescheiden, und sogar mehr als bescheiden.

— Bist Du lange bei ihm geblieben?

— Ja; wir haben dort gevespert.

— Ein feines Vesperbrod, he, Ferdinand?

— O! nein, Brod und Früchte; aber mit so gutem Herzen von Madame Raymond gegeben...

Und meine Stirn erröthete, meine Lippen bebten bei dem Aussprechen dieses Namens. Ich weiß nicht, ob Levasseur meine Gemüthsbewegung bemerkte, aber er fügte mit gleichgültiger Miene hinzu:

— Und der Vater Raymond's, war er etwa auch bei diesem Vesperbrode?

— Sein Vater! . . . Du weißt also nicht, daß sein Vater seit langer Zeit gestorben ist? . . .

— Wahrhaftig? Armer Raymond, ich wußte das nicht, — erwiederte Levasseur in einem gerührten Tone. — Ich glaubte, sein Vater und seine Mutter lebten noch . . . Ach so! und seine Mutter? ist sie eine wackere Frau?

— Seine Mutter! ei sie ist noch ganz jung.

— Jung ... jung ... schwerlich. Ich glaube, Raymond muß, wie wir, sechszehn bis siebzehn Jahre alt sein?

— Siebzehn Jahre; achtzehn Monate älter als ich.

— Wohlan! seine Mutter muß wenigstens fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahre alt sein ...

— Ich weiß ihr Alter nicht; aber so viel ist gewiß, daß sie noch sehr jung scheint... und daß sie schön ist... o! sehr schön ...

Ich hatte diese letzten Worte mit einem unwillkürlichen Feuer gesprochen; ich erröthete von Neuem und wagte nicht die Blicke auf André zu werfen. Er fuhr fort:

— Und ist Dein Vesperbrod interessant gewesen?

— Interessant ... nein; aber Madame Raymond ist so liebenswürdig gegen mich gewesen, sie hat mir so guten Rath ertheilt, daß es mehr werth war als das Interesse.

Bei dieser Erinnerung wurde mein Herz von Neuem beklommen. André Levasseur flößte mir zum zweiten Male eine unwillkürliche Abneigung ein; eine dunkle Ahnung warnte mich vor einer Gefahr; ich wagte es nicht, Jean meine neue Bekanntschaft mit Levasseur zu gestehen, ich fühlte also, daß sie schlecht und deshalb mir nachtheilig wäre.

André errieth ohne Zweifel meine geheimen Gedanken, denn er begann wieder:

— Demnach, Ferdinand, ist also Madame Raymond, welche mir in dem Alter der Pathin Cherubin's oder der Marquise von B... Faublas zu stehen scheint, schön wie diese beiden reizenden Frauen, und sie ist sehr liebenswürdig gegen Dich gewesen...

Dieser Vergleich, welchen Levasseur schlau berechnet hatte, ließ mein Herz heftiger schlagen; das schwache und letzte Ringen nach besseren Gefühlen verlor sich in der Verwirrung meiner Gemüthsbewegung. Ich war nicht im Stande zu sprechen. André fuhr fort:

— Ich zweifle nicht, daß Madame Raymond Dir guten Rath ertheilt hat. Aus der Weise, wie Jean erzogen ist, kann man leicht vermuthen, daß seine Mutter eine sehr verständige und charakterfeste Frau ist; aber, außer dem guten Rath, den Madame Raymond Dir ertheilt, war Eure Unterredung mit ihr, Dir und Jean, sehr lebendig? Das sollte mich wundern; worüber habt Ihr mit einander sprechen können? Ohne Zweifel von der Schule, von Euren Studien? Und das ist nicht so sehr unterhaltend.

Diese Ablenkung erleichterte mein Herz. Ich bemerkte nicht, daß jedes Wort André's so zu sagen eine Frage über Das war, was sich bei Madame Raymond zutrug; ich antwortete ihm treuherzig:

— Wir haben von anderen Dingen, als von unseren Studien gesprochen. Wir sind nicht ganz und gar Schüler.

— Ihr habt vielleicht von Politik gesprochen? — erwiderte André lächelnd. — Das scheint mir stark,

wenngleich man auch sagt, daß es Frauen gibt, die sich mit der Politik beschäftigen . . . was ich für mein Theil eben nicht glaube. Sie haben weit Besseres zu thun als so Etwas, wenn sie schön sind . . . nicht wahr, Ferdinand?

— Wir haben nicht von Politik gesprochen, André, und ich bedaure es nicht, denn ich verstehe Nichts davon; nur erinnere ich mich, daß Madame Raymond weder die Kosacken noch den Militärstand liebt.

— Ich begreife, daß man diese Bösewichter von Kosacken nicht liebt, — erwiderte André, — das sind Räuber; aber gegen die Meinung der Madame Raymond halte ich den Militärstand für ein stolzes Gewerbe; denn, weißt Du, Ferdinand, daß Cherubin in Uniform alle Köpfe schwindeln machen würde . . . Am Ende hat Jeder seinen Geschmack; aber, ich bin überzeugt, Euer Vesperbrod ist nicht von zahlreichen Besuchern unterbrochen worden. Ach! wenn man arm wie die Mutter Raymond's ist, so hat man eben keine Freunde, mein armer Ferdinand . . .

— Was das betrifft, so irrst Du Dich.

— Wahrhaftig?

— Als Jean und ich bei ihr angekommen, stand seine Mutter im Begriffe verschiedene ihrer Freunde zu empfangen, wie er mir gesagt, und zwar zuverlässige und ergebene Freunde, fügte er hinzu, wie man deren in der vornehmen Welt eben nicht findet.

— Es waren ohne Zweifel Damen? — erwiderte

André lächelnd, — denn Freund kann sich auf das weibliche und auf das männliche Geschlecht beziehen . . . Du siehst, daß ich in der Grammatik sehr bewandert bin.

— Es waren männliche Freunde, André, die Personen, welche sich bei Madame Raymond befanden, als wir eintraten; sie hatten freilich nicht das Ansehen von schönen Herren, von Stutzern; aber man entdeckte in ihnen wackere Leute; es befand sich besonders Einer darunter, dessen Gesicht mich überraschte. Er trug einen langen, schwarzen Schnurrbart und eine grüne und rothe Militärmütze. Ich habe niemals in meinem Leben ein offeneres und entschlosseneres Gesicht gesehen.

— Eine grüne und rothe Militärmütze? es war ohne Zweifel ein ehemaliger Soldat? Was meinst Du dazu, Ferdinand?

— Er hatte in der That ein kriegerisches Ansehen; was die Anderen betrifft...

— Ah so! aber ich bemerke, daß ich ebenso thöricht als neugierig bin, — sagte Levasseur, indem er mich unterbrach. Und mit der natürlichsten Miene von der Welt fügte er hinzu: — Was kümmert es mich am Ende, ob Madame Raymond Freunde dieser oder jener Art hat? Wir plaudern wie Elstern, die Erholungsstunde verfließt, und es wird geschlagen haben, bevor ich Dir meine schlechten Bücher habe leihen können, wenn Du sie auf jeden Fall noch willst.

— Ja... o! ja, mehr als jemals, André.

— Dann komme in den Saal, ich will Dir den

ersten Band von Faublas geben. Wo wirst Du ihn hinstecken?

— Sei unbesorgt, zwischen mein Hemd und meine Weste.

— Und wo wirst Du ihn lesen? nimm Dich wenigstens in Acht, Dir ihn nicht wegnehmen zu lassen... Du würdest mich stürzen... wenn man wüßte, daß ich Dir ihn geliehen habe.

— Sei ohne Furcht; ich werde mich auf vier und zwanzig Stunden in den Carcer stecken lassen, dort werde ich Zeit haben zu lesen.

— Ein merkwürdiger Einfall!... Komm, Ferdinand.

Einige Minuten nachher nahm ich den kostbaren Band mit mir fort.

X. Capitel.

Nach meiner Unterhaltung mit André Levasseur ließ ich mich in den Carcer einstecken.

Hier in der Einsamkeit verschlang ich den ersten Band von Faublas. Diese auf das Höchste aufregende Lektüre machte mein Blut unruhig und feurig. Auf diese Weise wurde ohne Zweifel durch frühzeitiges und verderbliches Aufwallen der Sinne für immer jene frische Blume der ersten Liebe in ihrem Keime erstickt, die eines Tages in unserem Herzen aufblühen soll. Ich sollte dieses Gefühl voll Zartheit, Züchtigkeit und Geheimniß nicht kennen lernen, das sich in den unschuldigen Seelen entwickelt.

Seit dem Lesen des Faublas wurden die unbestimmten und reinen, durch den Anblick der Madame Raymond in mir erwachten Gemüthsbewegungen grobe Begierden. Von nun an fühlte ich, daß sich zwischen

mir und Jean ein Abgrund geöffnet hatte; ein verderblicher Reiz näherte mich im Gegentheile André Levasseur. Bei diesem so frühzeitig lasterhaften Menschen fühlte ich mich viel ungezwungener, und fand an ihm einen Vertrauten, fast einen Mitschuldigen meiner schlechten Gedanken.

Ich verließ den Carcer. Bei meiner ersten Zusammenkunft mit Jean Raymond war ich kalt, gezwungen. Zu scharfsichtig und zu freundschaftlich, um diese Veränderung nicht zu bemerken und deshalb zu leiden, fuhr Raymond fort sich über die Ursache meiner Zurückhaltung zu täuschen.

— Ferdinand, — sagte er betrübt zu mir, — wie ich sehe verzeihst Du mir meinen Mangel an Vertrauen nicht. Deine Zuneigung ist nicht mehr dieselbe; ich tadele Deine Empfindlichkeit nicht; ich begreife sie, aber unglücklicherweise vermag ich ihre Forderungen nicht zu befriedigen. Ich glaubte, Du kenntest mich hinlänglich um zu hoffen, daß, indem ich Dir sagte: »Ich habe ein Geheimniß, welches nicht das meinige ist, es das lebhafteste Bedürfniß meines Herzens wäre, nichts Verborgenes vor Dir zu haben; aber es ist mir eine strenge Verschwiegenheit auferlegt; ich bin darüber ebenso bekümmert als Du. Bedauere mich, und laß Deine Freundschaft mich trösten!« Dem ist nicht so; Du entfernst Dich von mir; ich ergebe mich darein... lebe wohl... Bei dem ersten Rufe Deiner Freundschaft wirst Du mich wie zuvor finden...

Die Betrübniß Jean's machte mir Kummer; ich war indeß zufrieden ihn sich auf diese Weise über die Ursache meiner Erkaltung täuschen zu sehen; ich ließ ihn in seinem Irrthume, er ersparte mir den Zwang, den jede falsche Stellung fordert; ich erwartete voll Ungeduld den Augenblick, mich wieder mit Levasseur zusammen zu finden.

— Nun! — sagte er zu mir, als er mich erblickte, — und Faublas!

— Ich habe ihn hier, ich habe ihn verschlungen; Du wirst mir doch die Fortsetzung leihen, nicht wahr? Ein Tag Carcer, um jeden Band zu lesen, das ist nicht zu viel . . .

— Bravo, Ferdinand, so habe ich Dich gern . . . Und die Marquise von B . . ., was sagst Du zu ihr?

— Sprich mir nicht davon! ich bin rasend verliebt in sie . . .

— Statt rasend verliebt in eine . . . eingebildete Person zu sein, was zu Nichts führt, mein armer Ferdinand, ist es besser rasend verliebt in eine wirkliche Person zu sein . . . was uns zu Etwas führt.

— Was willst Du damit sagen, André?

— Du weißt es wohl, da Du erröthest.

— Ich? . . . ich versichere Dir . . . daß . . .

Und ich fühlte mich so verwirrt, daß ich es nicht aussprechen konnte.

— Sage, Ferdinand! sind wir Freunde, ja oder nein! Hast Du Vertrauen zu mir?

— Ja . . .

— Willst Du offenherzig sein?

— Ja.

Nach einem Augenblicke des Schweigens begann André wieder:

— Willst Du auch Deine Marquise von B... haben?

— Du machst Dich über mich lustig ... ich weiß nicht, was Du darunter verstehst.

— O! Du verstehst mich wohl... Der Beweis ist der, daß Du jetzt wieder erröthest. Sieh', mein armer Ferdinand, ich habe Mitleid mit Dir... Du möchtest Madame Raymond ... als Marquise von B... haben, he?

— André! schweig! — rief ich fast voll Entsetzen aus, — o! schweig...

— Du bist verliebt in Madame Raymond.

— André ... ich bitte Dich inständig...

— Und Du hast Recht in sie verliebt zu sein, denn, nach meiner Meinung . . . hast Du Aussichten des Gelingens.

— Was sagst Du?

— Das, was ich weiß.

— Was Du weißt . . . André?

— Durch Dich selbst.

— Was habe ich Dir denn mitgetheilt?

— Gar Vieles, ohne es zu ahnen, mein lieber Ferdinand; denn, siehst Du, ich habe mehr Erfahrung als

Du, nun aber, nach Dem, was Du mir von Deinem Besuche bei der Mutter Jean's erzählt hast, nach der Theilnahme, die sie Dir bezeigt hat, den Rathschlägen, die sie Dir gegeben hat . . .

— Als Freund ihres Sohnes . . .

— Zuverlässig, — erwiderte Levasseur mit einem spöttischen Lächeln, — zuverlässig . . . Das fängt immer so an: man nimmt anfangs mütterliche Mienen an, man behandelt uns als Kind, das berechtigt zu allen Arten von Vertraulichkeiten, und dann, eines Tages . . . Du verstehst, nicht wahr? Geh', da erröthest Du wieder . . . erinnere Dich doch der anfangs so mütterlichen Manieren der Marquise gegen Faublas? . . . und sage mir, wozu führte das sie Beide? . . . Zum Glücke!

— André, bist Du wahnsinnig . . . niemals in meinem Leben werde ich ein solches Glück haben, Du kennst Madame Raymond nicht . . . Du irrst Dich . . .

— O! daß ich doch in irgend einer Ecke hätte verborgen sein können, um zur Zeit des Vesperbrodes bei Madame Raymond Alles zu sehen, Alles zu hören; ich würde es dann wissen, ob ich mich irre oder nicht, obgleich ich gewiß bin mich nicht zu irren.

— Was das betrifft, Dich unserer Unterhaltung beiwohnen zu lassen, — sagte ich treuherzig zu Levasseur, — so ist Nichts leichter; ich erinnere mich der beiden Stunden, welche ich bei der Mutter Jean's zugebracht habe, und ich kann Dir Alles erzählen . . . durchaus Alles.

— Ein vortrefflicher Gedanke, Ferdinand; ich werde mit Deinen Augen sehen, mit Deinen Ohren hören. Nun denn, sage geschwind.

— Aber, in der That, wozu nützt es, André?

— Wie?

— Weiß ich etwa nur, ob ich Jean's Mutter jemals wiedersehen werde?

— Warum diese Furcht?

— Ich bin mit Jean gespannt; seit einigen Tagen ist er ganz geheimnißvoll gegen mich, das hat mich verdrossen, er hat es bemerkt, und er hat mir gesagt, daß er ein Geheimniß hätte, welches er mir nicht anvertrauen könnte, und er betrübt sich darüber, mich durch seine Zurückhaltung verletzt zu sehen.

— Ferdinand, welches ist dieses Geheimniß? und worauf bezieht sich dasselbe?

— Ei! mein Gott, auf gar Vieles, — antwortete ich (indem ich im Geiste auf die Erscheinung des ohne Zweifel in dem Hause der Madame Raymond versteckten Mannes mit dem langen Barte anspielte); aber so viel ist gewiß, daß Jean, als ich ihm von meinem Wunsche zu seiner Mutter zurückzukehren gesprochen, mir verlegen geschienen und er mir gesagt hat, daß er nicht wisse, wann er mich wieder zu ihr würde führen können.

— Siehst Du, Ferdinand, ich war überzeugt davon.

— Ueberzeugt?... Wovon?

— Jean wird bemerkt haben, daß seine Mutter Dich mit gütigen Augen anblickte, er wird sich geärgert

haben, er will Dich daher auch nicht mehr zu ihr führen.

— Es würde mir außerordentlich scheinen, wenn Jean diesen Argwohn hätte. Indessen, es wäre möglich... Aber nein, nein, er ist zu offen, um mir Das nicht gesagt zu haben, was er auf dem Herzen hat.

— Bedenke doch, daß es sich um seine Mutter handelt, verstehst Du wohl, um seine Mutter? Und man spricht von solchen Dingen nur in dem äußersten Nothfalle . . .

— Du hast vielleicht Recht, André, aber in diesem Falle würde mir nicht die geringste Hoffnung mehr übrig bleiben; wenn Jean irgend Etwas argwöhnt, so würde er jetzt um Nichts auf der Welt wünschen, daß ich in sein Haus zurückkehrte.

— Wie Du einfältig bist! mein armer Ferdinand, wenn es nur Das ist, was Dich verlegen macht, so sei unbesorgt . . . Ich stehe Dir dafür, das Mittel zu finden, Dich Madame Raymond so oft sehen zu lassen, als Du willst.

— Du?

— Ja; aber vor Allem, und obgleich das Benehmen Jean's gegen Dich bedeutsam ist, muß ich Deine Zusammenkunft mit Madame Raymond bis auf die kleinsten Umstände kennen; das wird mein Urtheil bestimmen. Dann, wenn, wie ich immer mehr die Ueberzeugung gewinne, Madame Dich behandeln will, wie die Pathin Cherubin's diesen hübschen Pagen behandeln wollte, so

sei unbesorgt, ich bürge für Dein Glück, wenn Du meinen Rath befolgst; aber ich muß Alles wissen . . .

— Ich wünsche Nichts lieber als Dir Alles zu erzählen, Nichts ist leichter.

— Und wenn ich sage, durchaus Alles, Ferdinand, verstehe mich wohl, so spreche ich von den kleinsten Umständen Deiner Zusammenkunft mit Madame Raymond, von ihrer Art und Weise zu sein, von ihrer Umgebung, von den Personen, welche Du bei ihr hättest sehen können... Es gibt Dinge, die in den Augen eines Neulings, wie Du, Nichts bedeuten, und die für mich viel bedeuten würden. Laß hören, Ferdinand, sammle Deine Erinnerungen gut, vergiß Nichts, Du sollst mir sogar die Umstände wiederholen, welche Du mir, wie ich glaube, bereits über Deinen ersten Besuch bei Jean mitgetheilt hast.

Und in meiner thörichten Verblendung erzählte ich André diesen Besuch, indem ich meine unbedeutendsten Erinnerungen sammelte, und weder die Trophäe, welche aus einem Lictorenbündel mit einer phrygischen Mütze darauf zusammengesetzt war, wegließ, noch das Porträt, noch den traurigen Rahmen, der ein blutiges Hemd enthielt; ich sprach auch von der Begeisterung der Madame Raymond in Bezug auf die Freiwilligen der Republik; ich ließ die wenigen zwischen Jean und dem Manne mit der Soldatenmütze und dem markirten Gesichte, dessen Züge mich so sehr überrascht hatten, gewechselten Worte nicht weg, ich schwieg nur über die Erscheinung

des Mannes mit dem langen Barte: ich weiß nicht welches dunkle Gefühl dieses Geständniß auf meinen Lippen zurückhielt, gleich als ob ich das Bewußtsein gehabt hätte im Begriffe zu sein eine Angeberei zu begehen; doch zögerte ich einen Augenblick vor diesem Verschweigen, indem ich mir sagte, daß dieses Geheimniß mir angehörte, da ich es erlauscht hatte, und Jean mir es weder anvertraut, noch zur Bewahrung gegeben hatte: abscheuliche Sophismen, die man herbeiruft, wenn man einer unwürdigen Versuchung unterliegt.

André Levasseur hörte mir sehr aufmerksam zu; mehrere Male sah ich ihn vor Ueberraschung und Freude erbeben, ein Gefühl, das er ausdrückte, indem er je nach den verschiedenen Vorfällen meiner Erzählung ausrief:

— Sehr schön ... Ich war überzeugt davon!

— Vortrefflich zu wissen. Ich sagte Dir es wohl!

— Vollkommen ... Es ist nicht mehr daran zu zweifeln.

— Kostbare Aufschlüsse!! Diese Frau betet Dich an!

André hatte sich nicht weiter erklärt, um, wie er mir sagte, mich nicht von meiner Erzählung abzubringen.

Als sie zu Ende war, begann er wieder:

— Da sieht man doch was die Liebe vermag; sie hat aus Dir einen Beobachter gemacht, der viel Gold werth ist. Aber, Du Neuling, eine junge und liebenswürdige Wittwe, die allein in einem abgelegenen Stadtviertel lebt, wo sie ein kleines, fast geheimniß-

volles Haus bewohnt, in das man nur eingeführt wird, wenn man durch ein Gitterfenster gemustert worden, wählt ihre Wohnung nicht so ohne Gründe!

— Und welche Gründe ... vermuthest Du, André?

— Bei Gott! indem Deine Madame Raymond so zurückgezogen lebt, wird sie die Marquise von B... ganz nach ihrem Belieben spielen können; eine hübsche Frau, welche stämmige Leute wie Die, von denen Du mir gesprochen, zu vertrauten Freunden hat, muß ein derbes und feines Weib sein. Du begreifst also nicht, daß, als sie Dich so sehr aufmunterte, mit Jean in die Schule der Künste und Gewerbe einzutreten, es in der Hoffnung geschah, Jean würde Dich noch viel häufiger mitbringen? Trotz der Ungeschliffenheit Raymond's werden wir also auch ein Mittel finden zu ihr zurückzukehren... Sei unbesorgt, fahre nur fort mich von Allem in Kenntniß zu setzen... aber, was fehlt Dir denn, Ferdinand? — sagte André zu mir, indem er sich unterbrach, — wie bleich bist Du jetzt... Du hast Thränen in den Augen... Antworte, was fehlt Dir denn?

— O mein Gott, André! Du glaubst, daß unter diesen Männern, welche ich dort gesehen, Madame Raymond...

— Einen Liebhaber hatte? Meiner Treue, das würde mich nicht verwundern. Dann, um so schlimmer für ihn, denn Du wirst ihn bald vor die Thüre werfen lassen, ich bürge Dir dafür, mein Lieber...

Seitdem ich Faublas gelesen, war meine Liebe zu Madame Raymond nichts weniger als rein; bei der schändlichen und abgeschmackten Voraussetzung Levasseur's empfand ich indessen die schmerzliche Bangigkeit der Eifersucht; eine Mischung von Schmerz und von Wuth brach mir das Herz; dann stieg ein plötzlicher Gedanke in meinem Geiste auf. Ich erinnerte mich der geheimnißvollen Erscheinung des bei Madame Raymond versteckten Mannes mit dem langen Barte; ich sah darin ein Liebesgeheimniß; meine Bedenklichkeiten verschwanden, und ich rief unwillkürlich aus:

— Kein Zweifel!... Dieser Mann, der sich versteckte... O! mein Gott!

— Ein versteckter Mann! — rief Levasseur mit gierigen Blicken, die mich hätten aufklären müssen. — Wo versteckte sich dieser Mann?

— Ich hatte Dir davon Nichts gesagt, André; aber, als ich mit Jean in dem Garten seiner Mutter wartete, habe ich einen Augenblick an dem Dachfenster eines Speichers einen Mann mit langem blonden Barte gesehen... Als er Jean und mich erblickte, zog er sich schnell zurück, als ob er sich fürchtete bemerkt zu werden!

— Ferdinand! — rief André mit fast bebender Stimme und so seltsamem Ausdrucke, daß ich meine Plauderhaftigkeit bereute, — Du bist Dessen ganz gewiß, was Du da sagst? Kannst Du Dich des Gesichtes dieses Mannes mit langem blonden Barte erinnern? wie alt schien er zu sein? wie war er gekleidet? Kurz,

sein Signalement, sein Signalement? Geschwind, antworte; antworte doch.

— Aber, — sagte ich zu André, indem ich ihn voll Bestürzung und mit zunehmender Besorgniß ansah, — welches Interesse hast Du denn dabei, Alles das zu erfahren?

— Wie! — rief Levasseur mit einer so aufrichtigen Miene, daß er mich überzeugte, — wie! welches Interesse? . . . Ei das Deinige. Du siehst also nicht, armer Tropf, daß, wenn Madame Raymond einen Liebhaber bei sich versteckt hat und Du es weißt, . . . Du durch dieses Geheimniß ihr Herr wirst.

Diese Berechnung schien mir so schändlich, daß ich, durch die Worte Levasseur's empört, zu ihm sagte:

— Dieser Gedanke ist abscheulich! Sieh', jetzt bereue ich es Dir Das mitgetheilt zu haben, was ich für mich hätte behalten sollen.

André Levasseur nahm seine Kaltblütigkeit wieder an, und sagte lächelnd zu mir, indem er mit den Achseln zuckte:

— Armer Ferdinand, ich muß also immer wieder auf die Hochzeit des Figaro zurückkommen, die indessen Deine Großmutter und ihre Freunde beklatschen...

— Was willst Du damit sagen?

— In diesem Stücke ist der Graf Almaviva (der Gatte der schönen Geliebten Cherubin's) gleichfalls in Susanne, die Kammerjungfer seiner Frau verliebt; er gibt ihr ein Rendezvous des Nachts; Susanne nimmt

es an, aber sie benachrichtigt ihre Gebieterin davon. Diese geht an Susannens Stelle zu dem Rendezvous. Wer ist hierüber sehr bestürzt? der Graf Almaviva, indem er sich so seiner Frau gegenüber befindet. Diese sagt nun zu ihm: »Mein Herr Gemahl, ich bin hinter Ihr Geheimniß gekommen; nun werden Sie Susanne und Figaro verheirathen, oder wo nicht...« Wohlan! Ferdinand, Deine Großmutter und ihre Freunde finden diese List allerliebst, da sie dem Stücke Beifall klatschen; wo wäre daher etwas Böses darin, der Gräfin nachzuahmen, das Mittel zu finden (und wir werden es finden) die Stelle dieses abscheulichen Mannes mit langem Barte einzunehmen und zu Madame Raymond dann ebenso bestürzt, wie der Graf Almaviva, zu sagen: »Madame, ich habe Ihr Geheimniß entdeckt... Sie werden meine Marquise von B... sein, wo nicht, so sage ich Jean Alles.« Aber, beruhige Dich, Du wirst nach Dem, was Du mir von ihr mitgetheilt hast, nicht nöthig haben, Madame Raymond zu drohen;... sei überzeugt, daß sie drei Viertel des Weges, wenn es nicht mehr ist, Dir entgegen kommen wird... Eine Frau, die einen jungen Mann bei sich versteckt... denn, wie ich glaube, hast Du mir gesagt, daß er jung ist...

— Durchaus nicht... Er schien mir fünf und dreißig bis vierzig Jahre alt zu sein...

— Kann man einen solchen Geschmack begreifen? Eine so hübsche Frau, einen Liebhaber von diesem Alter zu haben... Und dabei... einen vielleicht sehr häßlichen!

— Leider, nein, André,... er ist nicht häßlich, sein Gesicht ist sogar ziemlich schön... nur ist seine Stirne ein wenig von Haaren entblößt.

— Ein Kahlkopf...pfui!...welcher Greuel!...Und ohne Zweifel schlecht gekleidet?

— Weder gut noch schlecht; so viel ich mich erinnern kann,...hatte er einen braunen Frack oder Ueberrock und eine weiße Weste.

— Und ein solcher Nebenbuhler würde Dich erschrecken, mein armer Ferdinand?... Dich... mit Deinen sechszehn Jahren... und...

Plötzlich unterbrach sich Levasseur, seine Züge drückten anfangs Ueberraschung, dann Angst, endlich heftigen Schmerz aus; er stieß einen schneidenden Schrei aus, indem er seine beiden Hände auf seine Brust legte.

Erschrocken über diese Pantomime rief ich:

— André!... was fehlt Dir denn?

— O! was ich leide...

— Du leidest... wo denn?

— Hier, in der Brust... es ist schrecklich!... ich weiß, was es ist... ein Magenkrampf... Ich leide daran... Schon zwei Male bin ich beinahe daran gestorben...O! mein Gott!... — murmelte Levasseur, indem er auf eine Bank zurückfiel, worauf er sich scheinbar mit den fürchterlichsten Schmerzen wand. — O! mein Gott! — setzte er stöhnend hinzu, — man sollte glauben, man zerreißt mir die Eingeweide.

Und André begann ein solches Jammern auszustoßen,

daß mehrere von unseren Kameraden herbeieilten und ihn umringten.

— O! es ist zum Sterben! — rief André. — Meine Freunde, ich bitte Euch flehentlich! bringt mich in den Krankensaal... Habt Mitleid mit mir!...

Ein Lehrer kam herbei und erkundigte sich nach Dem, was geschehen. Ich sagte ihm, Levasseur wäre von einem furchtbaren Magenkrampfe befallen worden, und er sei beinahe ohnmächtig geworden. Das Geschrei André's wurde immer schneidender; der sehr besorgte Lehrer ließ den Kranken sogleich in den Krankensaal bringen; ich begleitete ihn dorthin; er hörte nicht auf zu stöhnen, indem er zu dem Lehrer mit jammernder Stimme sagte:

— Mein Herr, ich leide so sehr, daß es mir scheint, meine letzte Stunde ist gekommen. Ich bitte Sie inständigst, meinen lieben Onkel benachrichtigen zu lassen, damit er auf der Stelle mich besucht.

— Aber, mein Freund, — sagte der Lehrer, — ein Magenkrampf verursacht Schmerzen, doch ist er durchaus nicht gefährlich; man stirbt daran nicht... Es ist unnöthig, Ihren Herrn Onkel einer solchen Kleinigkeit wegen zu beunruhigen.

— Mein Herr, haben Sie Mitleiden, ich beschwöre Sie, — sagte André, indem er die Hände faltete und weinte, — bewilligen Sie mir diese Gunst... Was schadet Ihnen das... Ich weiß am Besten, was ich leide. Es scheint mir, daß ich weniger leiden würde,

wenn ich meinen guten Onkel sähe... O! mein Gott! — fügte André mit durchdringendem Geschrei und auf dem Bette sich windend hinzu. — Welche Schmerzen!... Zu Hülfe!... Haben Sie Mitleid mit mir! Zu sterben! vielleicht zu sterben ohne meinen Onkel, meinen einzigen Verwandten gesehen zu haben!

— Wohlan, mein Freund, beruhigen Sie sich, — begann der Lehrer wieder. — Fassen Sie Muth. Es steht ja kein Hinderniß im Wege, Ihren Herrn Onkel von dem Unfalle zu benachrichtigen, der Ihnen zugestoßen ist, man wird ihm schreiben... und er wird mit eigenen Augen Ihren Zustand beurtheilen.

— O! mein Herr, ich bitte Sie flehentlich darum, schreiben Sie ihm auf der Stelle.

— Ich verspreche es Ihnen.

— O! ist es wahr, mein Herr? sagen Sie es nicht, mich nur zu beruhigen?

— Ich werde selbst in Ihrer Gegenwart schreiben, und gleichfalls in Ihrer Gegenwart den Auftrag geben den Brief zu überbringen... Ich kann nicht mehr thun, aber, um Gottes Willen, quälen Sie sich nicht so; noch ein Mal, diese Krisis wird keine ernsten Folgen haben.

— Wenn ich nur meinen guten Onkel sehe, — erwiderte André stöhnend, — und ich werde viel ruhiger sein.

— Hier ist der Brief geschrieben, — antwortete der Lehrer, indem er von einem Tische aufstand, an den er sich gesetzt hatte. — Ich werde ihn augenblicklich zu Ihrem Herrn Onkel schicken; in einer Stunde werden

Sie ihn sehen, wenn man ihn zu Hause findet; fassen Sie sich daher in Geduld . . .

— O! mein armer Ferdinand, — sagte Levasseur zu mir, indem er den Kopf matt nach meiner Seite wandte, — bedaure mich . . . Denn es scheint mir, daß ich nicht die Kraft haben werde so viele Leiden zu ertragen!

Da die Glocke des Unterrichts soeben geläutet, so war ich genöthigt den Krankensaal zu verlassen, ohne Zeit gehabt zu haben mich nach dem Befinden des seit einigen Tagen kranken Hyacinth's zu erkundigen.

XI. Capitel.

Während der Schulstunde, welche auf den Eintritt Levasseur's in den Krankensaal folgte, überfielen mich traurige Ahnungen. Von André befreit, fühlte ich, wie strafbar und sinnlos meine Liebe zu der Mutter meines besten Freundes wäre; meine Liebe war nichtsdestoweniger heftig, aber die Ueberlegung zeigte mir die Nichtigkeit der ungereimten Hoffnungen, welche Levasseur mir gemacht hatte.

Ich empfand besonders eine unendliche Reue, fast einen Gewissensbiß über die Plauderhaftigkeit, zu der ich mich hatte fortreißen lassen, indem ich André alle die näheren Umstände meines Besuches bei Madame Raymond erzählte; und wenn ich auch nicht die geringste Gefahr in diesen Mittheilungen sah, so erröthete ich doch deshalb wie über einen Mißbrauch des Vertrauens.

Als ich die Klasse verließ, worin ich zwei Stunden

gewesen, sah ich Jean Raymond auf mich zukommen, seine Gegenwart setzte mich mehr als gewöhnlich in Verlegenheit, denn er schien bekümmert und sorgenvoll.

— Ferdinand, — sagte er zu mir, indem er mir die Hand reichte, — ich kann mich unmöglich an den Gedanken gewöhnen, unsere Freundschaft habe vielleicht abgenommen, weil ich genöthigt bin Dir kein Vertrauen zu zeigen; übermorgen, am Sonntage, ist mein Ausgangstag; ... vielleicht machst Du mir am Montage ... keine Vorwürfe mehr...

— Was willst Du damit sagen, Jean?

— Vielleicht werde ich Dir am Montage einen Theil davon anvertrauen, was ich Dir bis jetzt habe verheimlichen müssen... Ich werde Dir von mancherlei Umständen in Betreff meiner Familie, von meiner Mutter und den Grundsätzen erzählen, die sie mir in meiner Kindheit einflößte. Also bis Montag, mein guter Ferdinand; frage Dich selbst, ob Du Festigkeit des Charakters genug hast, mir eine vollkommene Verschwiegenheit über diese Mittheilungen zu bewahren, die mich nicht allein angehen. Ich kenne Deinen Leichtsinn, Deine Unbesonnenheit, und deshalb habe ich bis jetzt gegen Dich die größte Vorsicht beobachten müssen. Aber wenn Du nach reiflicher Ueberlegung mir sagst: Jean, ich schwöre Dir bei unserer Freundschaft Dein Geheimniß zu verschweigen ... so werde ich Dir glauben. Bis Montag mache mir also keine Vorwürfe, Ferdinand, fälle über mich kein Urtheil, werde wieder, was

Du für mich gewesen bist; ach, wüßtest Du nur, wie schmerzlich die Kälte mir ist, welche seit einigen Tagen unter uns herrscht! Niemals hätte ich vielleicht Deine Freundschaft nöthiger gehabt; ich weiß nicht warum... ich fühle mich traurig, niedergeschlagen, als ob irgend ein Unglück mir zustoßen müßte.

Indem er hierauf mit der Hand über seine Stirn fuhr, begann Jean wieder:

— Schütteln wir diese bösen Gedanken ab... Willst Du mit mir den armen Hyacinth in dem Krankensaale besuchen, ich habe gestern nicht hingehen können?

Obgleich der Vorschlag mich beunruhigte, denn ich wußte, daß Levasseur in dem Krankensaale war, so wagte ich doch nicht ihn zurückzuweisen.

Vor dem Krankensaale, welcher in zwei mit einander in Verbindung stehende Zimmer getheilt war, befand sich ein Sprachzimmer.

In dem Augenblicke, als wir in dasselbe eintraten, fanden wir dort Hyacinth Durand bleich und entstellt. Vor einem Tische sitzend, schrieb er und schien von einer heftigen Gemüthsbewegung befallen; als er uns erblickte, rief er:

— Ach! mein Gott... der Himmel sendet Euch... Ich schrieb Dir, Jean.

— Du schriebst mir... und warum?

— Der Arzt hat mir das Ausgehen verboten... Man hat mir nicht erlaubt hinunterzugehen, und außerdem war gerade die Schulstunde... Da habe ich, so-

bald die Glocke der Erholung geläutet hatte, Dir geschrieben und Dich gebeten auf der Stelle mit Ferdinand zu mir zu kommen.

— Aber was fehlt Dir denn, mein armer Hyacinth? — erwiderte Jean voll Theilnahme, — Du zitterst so sehr?

— Es ist wahr, und soeben zitterte ich noch bei Weitem mehr ... Gott gebe, daß ich mich umsonst beunruhigte.

— Beunruhigt ... — sagte Jean, immer mehr überrascht — ... Und weshalb warst Du beunruhigt?

— Ueber die Gefahr, welche die Familie von einem unserer Kameraden vielleicht läuft, — erwiderte Hyacinth. — Möchte ich mich doch geirrt haben.

— Wer ist dieser Kamerad? — fragte Raymond.

— Ich weiß es nicht, — antwortete Hyacinth. — Sein Name wurde nicht genannt.

— Erkläre uns doch dieses Geheimniß, — sagte Jean, während er sich unwillkürlich von einer unbestimmten Befürchtung ergriffen fühlte.

— Ihr wißt, meine Freunde, — fuhr Hyacinth fort, — Ihr wißt, daß der Krankensaal in zwei Zimmer getheilt ist?

— Ja, — sagte Jean, — in den großen und in den kleinen. Weiter?

— Mein Bett befindet sich in dem großen ... worin mehrere von uns sind ... während in dem kleinen Zimmer Niemand ist, oder vielmehr Niemand war. Vor-

hin, vor der Unterrichtsstunde um drei Uhr, hatte ich ein heftiges Kopfweh: meine Gefährten des Krankensaales unterhielten sich lärmend in dem großen Zimmer; um ein wenig Stille und Ruhe zu finden, warf ich mich ganz angekleidet auf eines von den Betten des andern Zimmers ... Dieses Bett steht der Thür gegenüber ... und um es vor dem Luftzuge zu schützen, hat man es mit einer spanischen Wand umgeben; ich hatte dieses Bett absichtlich gewählt, weil die spanische Wand mich vor dem hellen Licht schützte; ich hoffte so besser auszuruhen.

— Sehr schön, — sagte Jean; — aber bis jetzt sehe ich keine Ursache Dich zu beunruhigen ... mein armer Hyacinth ... Und Du, Ferdinand?

— Ich auch nicht, — antwortete ich.

Ich fühlte nichtsdestoweniger eine zunehmende unbestimmte Besorgniß bei dem Gedanken, daß André Levasseur in den Krankensaal gebracht worden war.

— Ihr werdet sehen, — begann Hyacinth wieder, — ob nicht die Vorsehung, in dem Falle, daß meine Befürchtungen gegründet wären, mich dorthin versetzte; ich schlief ein ... Ich weiß nicht, wie viel Zeit verflossen war, als ich durch das Geräusch einer Thür, die man öffnete, und von Stimmen, welche sprachen, geweckt wurde; ich hörte Herrn Bermont (einen von unseren Lehrern) zu einem Andern sagen:

— »Man hat ihren Neffen, statt in das große Zimmer, hierher gebracht, damit er ganz allein und ruhig

ist, wie er es verlangte. Ich lasse Sie mit ihm allein, und hoffe, sein plötzliches Unwohlsein wird keine gefährlichen Folgen haben. Uebrigens hat man den Arzt schon benachrichtigt, und dieser wird bald kommen.«

Und Herr Bermont entfernte sich; ich hatte es nicht gewagt mich zu bewegen, aus Furcht von dem Lehrer bemerkt und ausgescholten zu werden, denn es ist verboten sich außer seinem Schlafsaale niederzulegen. Nachdem Herr Bermont sich entfernt hatte, wagte ich es ebensowenig mich zu bewegen, und ich hörte unwillkürlich die Unterhaltung des Schülers, von dem ich spreche, mit seinem Onkel.

— Und wer ist dieser Schüler? — fragte Jean.

— Ich weiß es nicht, — antwortete Hyacinth. — Da er ziemlich leise sprach, so habe ich seine Stimme nicht erkennen können. Als Herr Bermont das Zimmer verlassen, sagte der Onkel dieses Schülers zu ihm:

»— Jetzt sind wir allein .... Sprich ..... Ich habe es mir gedacht, daß Du mir irgend Etwas mitzutheilen hättest, und daß die Geschichte von Deinen Magenkrämpfen nur eine Erfindung wäre, um mich desto schneller hierher zu führen.«

Jean Raymond blickte mich an und sagte:

Das ist sonderbar ... Wer ist denn dieser Schüler, der diese Lüge von einem vorgeblichen Magenkrampfe machte?

— Ich ... ich ... ich weiß es nicht, — antwortete

ich erröthend, ohne daß Jean auf meine Verlegenheit achtete. Hyacinth fuhr fort.

— Nachdem der Onkel mit dem Schüler über diese List gelacht hatte, begann Jener wieder:

»— Alles ist gut, aber konntest Du mir streng genommen nicht schreiben?»

»— Es war zu wichtig,« — antwortete der Schüler, — »wie Sie wissen, gehen die Briefe zuweilen verloren, meine Handschrift konnte leicht erkannt werden; ich zog es daher auch vor Sie kommen zu lassen.«

»— In der That, Du hast Recht gehabt ... Das ist viel vorsichtiger«, — erwiderte der Onkel, — »ich erkenne daran Deinen gesunden Verstand.«

»— Haben Sie Etwas zum Schreiben mitgebracht,« — fragte der Schüler, — »denn man darf Nichts vergessen.«

»— Ich dachte es mir, und ich habe mein Taschenschreibzeug und meine Schreibtafel eingesteckt,« — erwiderte der Onkel lachend. — »Ach! Du schlauer Fuchs ... ich war überzeugt, es würde Dir hier wie anderswo gelingen ... Wenn Du so fortfährst, so wirst Du es weit bringen ...«

Jean begann wieder, indem er Hyacinth und mich anblickte:

— Was kann das bedeuten? wer ist dieser Schüler? wer ist sein Onkel? was ist ihr Zweck? Ich begreife Nichts davon, und doch beunruhigt mich das.

— Laß mich zum Ende kommen, mein lieber Jean, — erwiderte Hyacinth; — ich thue alles Mögliche, um Nichts zu vergessen, indem ich so der Reihe nach meine Erinnerungen verfolge, sonst würde ich Gefahr laufen mich zu verwirren. Der Onkel sagte nun zu seinem Neffen:

»— Ich bin jetzt bereit zu schreiben; aber es ist in der That ein viel schnelleres Gelingen, als ich erwartete.«

»— Es ist nicht ohne Mühe gewesen,« — erwiderte der Schüler; — der Sohn ist eine Art Wilder, von dem man nicht weiß wie man ihn angreifen soll; Zuvorkommenheiten, Freundschaftsbezeugungen, Geldanerbietungen, Nichts gelang; nun versuchte ich das große Mittel, ich hielt es für unfehlbar, diesen Ungeschliffenen an meiner Leimruthe zu fangen; ich bot ihm an ihm schlechte Bücher zu leihen ... um auf diese Weise unsere vertraute Bekanntschaft anzuknüpfen; er schickte mich mit meinen schlechten Büchern zu allen Teufeln.«

Jean erbebte und rief aus:

— Hyacinth ... ich bitte Dich inständigst ... sammle genau Deine Erinnerungen ... Dieser Schüler sagte zu diesem Manne: Der Sohn ... ist ...

— Eine Art Wilder.

— Ja, aber er sagte der Sohn? — fragte Jean mit bebender Stimme: — er sagte wirklich der Sohn?

— Gewiß, — erwiderte Hyacinth, — er sagte es.

— Und Du bist ganz gewiß, — fügte Jean mit zunehmender Bangigkeit hinzu, — daß der Schüler hinzufügte, er habe dem Sohne angeboten, ihm Geld und schlechte Bücher zu leihen?

— Ja, denn ich habe nicht ein einziges von ihren Worten verloren... Aber was fehlt Dir denn, Jean?... Wie bleich wirst Du jetzt, — begann Hyacinth voll Besorgniß wieder.

Indem er hierauf mich ansah, fügte er hinzu:

— Und Du, Ferdinand, wie roth wirst Du, fast möchte man sagen, Du zitterst. Ach! meine Freunde, wie Ihr seht, hatte ich doch sehr Recht zu erschrecken...

— Dieser Schüler... muß André Levasseur sein, — rief Jean aus, — ich erkenne ihn an den Anerbietungen, die er mir machte... Du erinnerst Dich dessen, Ferdinand, ich habe Dich davon benachrichtigt.

— Es ist wahr, — sagte ich schaudernd; die Angst Jean's war so groß, daß meine Gemüthsbewegung ihm entging. Ich faßte nun wieder ein wenig Muth und fügte hinzu: — Vielleicht... machte Levasseur dieses Anerbieten außer Dir auch noch Anderen... und...

— Aber er sagte der Sohn, — rief Jean voll Angst aus, — Du hast also nicht gehört... Er sagte der Sohn... und für mich haben diese Worte...

Indem er sich hierauf unterbrach, fügte er hinzu:

— Mein Gott,... was bedeutet das? O! ich fürchte unwillkürlich... Hyacinth, fahre fort... ich beschwöre

Dich ... vergiß Nichts ... erinnere Dich an Alles, bis auf das geringste Wort.

— Ich versuche es, Jean, — erwiderte Hyacinth; — glücklicherweise erinnere ich mich an Alles; der Schüler sagte nachher zu seinem Onkel:

— »Da es mir nicht gelingen wollte mich mit dem Sohne zu befreunden, so wandte ich mich an einen Andern; von dem Wilden, von dem Bären zurückgewiesen, gelang es mir herrlich bei einer Art von Windbeutel, durch den ich erfuhr, was uns zu erfahren nöthig war, und sogar noch viel mehr, als wir zu erfahren hofften; aber ich spare das bis zuletzt auf. Schreiben Sie daher, was ich dictire.«

— Und hier, — fügte Hyacinth hinzu, — ist Alles bis auf Weniges, was ich den Schüler seinem Onkel dictiren hörte, welcher nach einander diese kurzen und abgebrochenen kleinen Sätze wiederholte.

Allgemeine Bemerkungen.

»Das Haus steht abgesondert von den übrigen.

»Man tritt in dasselbe nur ein, nachdem man durch ein Gitterfenster genau gemustert worden ist.

»Man hat als ganze Dienerschaft nur eine alte Magd.

»Man bewahrt mit abgöttischer Verehrung die Insignien des Jakobinismus, das Porträt des Enthaupteten, in dem Schlafzimmer auf.

»Man bewahrt ferner seine blutigen Kleider unter Glas auf.

»Man spricht mit Begeisterung von dem Heldenmuthe der Revolutionäre des Conventes.

»Man hat nur Verwünschungen des Hasses gegen die ausländischen, mit unseren rechtmäßigen Souveränen verbündeten Armeen.

»Man verachtet den Militärstand, und man erhebt die Gewerbe, welche Einfluß auf eine große Anzahl von Arbeitern ... und auf den Pöbel verleihen.«

Indem er hier seine Erzählung unterbrach, als wollte er sein Gedächtniß befragen, sagte sich Hyacinth, indem er mit sich selbst sprach:

— Ja ... das ist in der That Alles, was der Schüler anfangs ... seinem Onkel dictirte. Ich vergesse Nichts ...

Ich weiß nicht, wie Jean Raymond während der Erzählung unseres Kameraden aussah; ich wagte es nicht die Augen zu erheben, ein kalter Schweiß bedeckte meine Stirn; ein zum Tode Verdammter muß bei dem Anhören seines Urtheils empfinden, was ich empfand.

Ich befand mich später in sehr schwierigen Lagen, aber ich habe nie ein gleiches Entsetzen empfunden.

Ohne Zweifel mehr mit den Gefahren beschäftigt, in welche durch diese schändliche Anzeige seine Mutter gerathen könnte, als mit der Quelle dieser Anzeige selbst, achtete Jean Raymond nicht auf mich; er war außerdem weit davon entfernt, gegen mich Argwohn zu schöpfen. Ich hörte sein beklommenes, fast keuchendes Athemholen; ich fühlte nicht den Muth ihn anzublicken.

Als Hyacinth sich unterbrochen hatte, um seine Erinnerungen besser zu sammeln, sagte Jean zu ihm:

— Endige, um des Himmels Willen . . . Endige, und vergiß Nichts.

— Nachdem der Schüler seinem Onkel diese Auskünfte dictirt hatte, — begann Hyacinth wieder, — sagte er zu ihm:

»— Kommen wir jetzt auf die Sache. Am zweiten Sonntage von diesem Monat waren zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags mehrere Männer mit energischen Gesichtern und wie Leute aus dem Volke gekleidet bei der in Rede stehenden Person versammelt; besonders der eine von diesen Männern, ohngefähr vierzig Jahre alt, von militärischem Aussehen, mit grün und rother Soldatenmütze, schwarzem Schnurrbart und mit grauwerdenden Haaren wurde bemerkt. Diese wie Banditen aussehenden Männer empfingen den Sohn mit Ehrerbietung; er wechselte einige geheimnißvolle Worte mit dem Manne in der Soldatenmütze; hierauf hatte dieser und seine Gefährten ohngefähr eine Viertelstunde lang eine geheime Berathung mit der Mutter, und dann entfernten sie sich wieder.«

»Ich versprach, Ihnen das Beste zuletzt mitzutheilen, mein lieber Onkel, — fügte der Schüler hinzu, — hier ist es, schreiben Sie es nun mit Ihrer schönsten Handschrift: An demselben Sonntage, zu derselben Stunde, ist ein Mann mit langem blonden Barte, mit ziemlich schönem Gesichte und kahler Stirn, der sechs

und dreißig bis vierzig Jahre alt schien, in einen braunen Ueberrock oder Frack und eine weiße Weste gekleidet, einen Augenblick an einem von den Dachfenstern des in Rede stehenden Hauses gesehen worden; hierauf zog er sich eilig zurück, indem er ohne Zweifel fürchtete in seinem Verstecke entdeckt zu werden: augenscheinlich ist dieser Mann der, welchen man anderswo sucht.«

Hyacinth wurde durch einen Ausruf von Jean unterbrochen, in welchem zugleich Bestürzung, Verzweiflung und Entsetzen sich kund gab; ich weiß nicht, ob er bis dahin Verdacht gegen mich gehabt hatte, aber die Anzeige in Betreff des Mannes mit dem blonden Barte lenkte ihn ohne Zweifel ab, denn er hatte mir in dieser Beziehung Nichts mitgetheilt, und in seiner Verwirrung dachte er nicht daran die Stunde dieser Erscheinung mit der Stunde zusammenzustellen, zu welcher er und ich in dem Garten saßen, indem wir den Augenblick erwarteten, von Madame Raymond empfangen zu werden.

Ich hielt mich einen Augenblick für gerettet; immer mehr in Schrecken gesetzt wegen der Gefahr, welche seiner Mutter und seinem Onkel drohten (dieser Mann mit dem blonden Barte war Jakob Godefroy, durch einen Obergerichtshof zum Tode verurtheilt, und man glaubte, er irre in den Gebirgen von Vivarais umher), rief Jean mit stockender Simme, indem er sich an Hyacinth wandte:

— Und was sagte dieser Mann, welcher schrieb... bei den letzten Worten ... die man ihm dictirte?...

— Seine Antwort erschreckte mich besonders — erwiderte Hyacinth; — denn ich sah diesen Mann plötzlich aufstehen und hörte ihn mit einem triumphirenden Ausdrucke sagen:

»— Ehe eine Stunde verflossen, haben wir sie, ihn und sie.

»— Eilen Sie, sagte der Schüler, — fuhr Hyacinth fort, — ich habe Ihnen Nichts mehr mitzutheilen.

In diesem Augenblicke während der Erzählung Hyacinth's schlug die Schuluhr halb sieben.

Jean schauderte, und, indem er ohne Zweifel berechnete, es wären nun wohl mehr als drei Stunden seit der Entfernung von Levasseur's Onkel verflossen, und die Verhaftung der Madame Raymond und Jakob Godefroy's sei nun vollzogen, rief er mit herzzerreißender Stimme, indem er die Hände faltete:

— Verloren ... alle Beide verloren!

Hierauf wurden seine Züge entsetzlich vor Haß und Wuth. Mit einem Sprunge war er an der Thür des kleinen Krankenzimmers, öffnete sie mit Gewalt und stürzte von Hyacinth begleitet hinein, der ihm bestürzt folgte, nachdem er zu mir gesagt hatte:

— Ferdinand, verlassen wir ihn nicht ... Ich bin überzeugt, er wird den Schüler todtschlagen wollen... Jetzt begreife ich Alles... Komm ... komm...

Hyacinth verschwand.

Ich war regungslos und wie vernichtet an meinem Platze geblieben, indem ich weder einen Schritt zu thun wagte, noch es vermochte.

Plötzlich hörte ich den Lärm eines schrecklichen Kampfes, und ein dumpfes Geschrei ertönen, worauf das kreischende Schreien Levasseur's folgte, der aus allen seinen Kräften um Hülfe rief, während Hyacinth schluchzte und Jean voll Wuth wiederholte, indem er André schlug:

— Da, Du Polizeispion; ... da, Du schändlicher Polizeispion; ... wenn Du mir nicht sagst, wie Du meine Mutter so hast ausspioniren können ... so erdrossele ich Dich.

— Gnade! ... — murmelte Levasseur mit schwacher Stimme, — Gnade ... Es ist Ferdinand; ... er hat mir seinen Besuch bei Deiner Mutter erzählt, ... er hat den Mann mit dem blonden Barte gesehen ... er hat es mir gesagt.

Ich hielt mich für verloren. Fast in demselben Augenblicke sah ich Jean zurückkehren.

In meinem Leben werde ich seinen Blick ... sein Gesicht nicht vergessen ...

Ich sah darauf weder Wuth, noch Drohung, ... aber einen Ausdruck von unendlicher Verzweiflung. Er sagte mit einem Tone herzzerreißenden Schmerzes zu mir:

— Du? Du warst es? ...

Nun verlor ich den Kopf. Das Sprachzimmer des Krankensaales befand sich in dem dritten Stockwerke: das Fenster stand offen, ich eilte nach ihm hin, stieg

auf den Rand desselben, indem ich die Augen schloß, hörte einen schrecklichen Schrei Jean's, und, in dem Augenblicke, als ich mich hinausstürzte, hielten mich seine beiden kräftigen Hände an dem Schooße meines Ueberrockes zurück. Ich blieb einen Augenblick in einer Höhe von vierzig Fuß hängen.

— Schon wollten meine Kleider in Folge meiner Schwere zerreißen, als zwei Lehrer, die auf den Lärm des Kampfes in dem Krankensaale herbeigeeilt waren, Jean zu Hülfe kamen, der sich immer noch an meine Kleider klammerte. Man ergriff mich an den Schultern und zog mich in das Sprachzimmer hinein.

Jetzt ereignete sich eine herzzerreißende Scene.

Einer von den Krankenwärtern, welcher Zeuge gewesen war von den Gewaltthätigkeiten, welche Jean an Levasseur ausgeübt hatte, hatte in der Eile diese Lehrer benachrichtigt und sie herbeigeholt, und während der eine von ihnen mich unterstützte, denn ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, befahl der andere, Jean solle ihm in den Carcer folgen.

— In den Carcer! — rief Raymond voll Bestürzung aus, — und meine Mutter ... ich eile zu ihr ... wenn es noch Zeit ist ...

Indem er dieses sagte, stürzte er auf die Thür zu, aber der Lehrer ergriff ihn bei den Armen, indem er wiederholte:

— In den Carcer, ... und auf der Stelle.

— Ich werde keinen Augenblick länger hier bleiben, — rief Jean aus, indem er sich sträubte; — ich muß meine Mutter benachrichtigen, wenn es noch Zeit ist ... Ich will die Schule verlassen ... lassen Sie mich los ... lassen Sie mich los!

— Sie werden die Schule verlassen, wenn Ihre Eltern darin willigen, und wenn Sie Ihre Strafe erduldet haben, — erwiderte der Lehrer.

Aber da er sich mit Gewalt von Jean zurückgestoßen sah, rief dieser Mann die Krankenwärter zu Hülfe, und troß dem Widerstande Jean's, einem verzweifelten, wüthenden Widerstande, der mit Thränen und herzzerreißenden Bitten untermischt war, daß man ihm doch erlauben möchte, zu seiner Mutter zu eilen, welche, wie er sagte, den größten Gefahren ausgesetzt wäre, wurde der Unglückliche zu Boden geworfen, mit einem Betttuche gebunden und fortgeschleppt, um in den Carcer geführt zu werden.

In dem Augenblicke, als er das Sprachzimmer verließ, in welchem ich halb von Sinnen geblieben war, indem ich einem gräßlichen Traume beizuwohnen glaubte, machte Jean eine Bewegung, um sein bleiches, zerschlagenes, krampfhaft zusammengezogenes Gesicht nach mir umzuwenden ... das ich noch sehe, und er sagte mit einem Unglück verheißenden Lächeln zu mir:

— Lebe wohl ... mein Freund ... das ist Dein Werk. Möge das Blut der Meinigen, wenn es ver-

goſſen wird, auf Dich zurückfallen; ... ich hätte Dich ſollen ſterben laſſen, ... denn Du wirſt nur für das Böſe leben ... Geh ... ich verachte Dich ... und verzeihe Dir.

Ich konnte nicht mehr hören und ſank in Ohnmacht.

XII. Capitel.

Die Verzweiflung, welche mir die Folgen meiner abscheulichen Plauderhaftigkeit gegen André Levasseur verursacht hatten, machte mich gefährlich krank; von einer Gehirnentzündung befallen, lag ich fast einen Monat lang im Bette.

Ich habe später, und ich erzähle hier Alles mit den näheren Umständen, die Entwickelung der Verhaftung der Madame Raymond und Jakob Godefroy's erfahren, welche zwei Stunden nach der Unterhaltung Levasseur's und seines Onkels in das Gefängniß geführt wurden.

Von einem Obergerichtshofe in contumaciam zum Tode verurtheilt, sah Jakob Godefroy sein Urtheil bestätigt.

Er sollte auf dem Grève-Platze hingerichtet werden.

Das, was sich nach der Erzählung eines von den Theilnehmern an diesem Ereignisse zutrug, mag hier folgen.

Die Hinrichtung Godefroy's war um neun Uhr Morgens bestimmt.

Um halb neun Uhr sollte der Karren, welcher den Verurtheilten an die Hinrichtungsstätte brachte, die Conciergerie verlassen.

Am frühen Morgen kamen Hunderte von Handwerkern und kleinen Handelsleuten der Faubourg Saint-Antoine, welche in abgesonderten Gruppen aufbrachen, von verschiedenen Seiten auf dem Blumenkai an.

Einige Neugierige hatten sich bereits nach diesem sehr gut gewählten Orte begeben, um den Verurtheilten vorüberkommen zu sehen.

Indem sie sich allmälig unter die bereits herbeiströmende Menge mischten, stellten sich die Faubourger, wie man damals sagte, so auf, um bei dem Vorüberkommen des traurigen Zuges eine zwei bis drei Mann hohe doppelte Hecke zu bilden, welche auf jeder Seite die Wendung der Brücke an dem Orte besetzte, an welchem der Karren und seine Bedeckung auf die Brücke gelangte, indem sie den Kai verließen.

Die Anführer dieser Gruppen waren die armselig gekleideten Männer, welche ich bei Madame Raymond gesehen, und von denen mir Jean gesagt hatte: »Das sind die Freunde meiner Mutter, und mit solchen Freunden kann man dem schlimmsten Schicksale Trotz bieten.«

Diese geheimnißvollen Vorbereitungen trugen sich auf dem Kai unter der Leitung eines Mannes von hoher Gestalt zu, der in einen Kittel gekleidet war und

auffiel durch einen langen Schnurrbart und buschigen unter dem Halse sich vereinigenden Backenbart von fuchsrother Farbe; es war Niemand anders als Charpentier, der Mann mit der grünen und rothen Soldatenmütze, der durch die seinem Barte und seinen Haaren gegebene Farbe die Verfolgungen der Polizei vereitelt hatte, welche nach den von mir André Levasseur gegebenen Auskünften auf seine Spur gebracht worden war.

Nach einer letzten, an die Anführer gerichteten Anempfehlung, welche die, die Hecke an der Brücke bildenden Männer zu leiten schienen, näherte sich Charpentier zwei kräftigen Gesellen, welche zwei von jenen Wasserfässern, woran sich die Wasserträger spannen, zu bewachen schienen.

— Achtung auf das Commando, — sagte Charpentier leise zu ihnen, als er an ihnen vorüberkam.

— Sei unbesorgt, — antworteten sie, indem sie ein Zeichen des Einverständnisses mit ihm auswechselten, — man hat ein wachsames Auge.

Charpentier begab sich nun an das äußerste Ende einer von jenen kleinen Straßen der Cité, welche auf den Blumenkai führen.

Dort hielt ein Fiaker.

Der Kutscher, ein Mann von vierzig Jahren, mit einem entschlossenen, von einer tiefen Narbe durchfurchten Gesichte, war von seinem Bocke abgestiegen.

Charpentier sagte leise zu ihm:

— Unsere Leute sind dort ... Alles geht gut. Bist Du bereit? ... Sind Deine Pferde frisch?

— Wie Rosen, sie haben zwei Futter von Hafer gefressen. Ich zog es vor heute Nacht zu Fuße dorthin zu gehen, um sie nicht zu ermüden.

— Hast Du den Steinbrechermeister gesehen?

— Ich habe ihn gesehen, Alles ist verabredet ... er wird uns entgegenkommen ... Aber was fehlt Dir, Charpentier?

— Morand ... ich fürchte!

— Du ... Du fürchtest?

— Für Godefroy ... für seine Schwester.

— Man darf vor der Hand nicht daran denken, man wäre zu Nichts nütze ... geh, keine Schwäche, Charpentier ... Erinnere Dich unserer Angriffe unter den Dragonern der Republik, als wir die Coalisirten von Coblenz niedersäbelten; ei! Donnerwetter! laß uns heute wie zu jener Zeit sagen: ... Vorwärts! unsere Leute werden nicht zögern ... Du weißt es wohl, sie würden sich für Godefroy, Madame Raymond und ihren Sohn in Stücken hauen lassen!

— Ei! Gottes Tod! was ich fürchte, ist gerade der Muth, der blinde Eifer unserer Leute ... Ich fürchte, daß sie die Hauptsache statt der Nebensache vergessen ... Verstehst Du?

— Bei Gott! Die Nebensache ist auch verführerisch! ... Die Gensdarmen Ludwig's XVIII. todtzuschlagen!

— Und wenn unsere Leute dieser Versuchung nachgeben, so ist Godefroy verloren... verloren! er... er, unsere einzige Hoffnung!!...

— Wackerer Godefroy! ein goldenes Herz und ein Kopf von Eisen... Nein, nein, ein solcher Bissen ist nicht für die Guillotine der Bourbons geschaffen.... Ruhe... Charpentier, Ruhe... Wir werden ihn retten.

Charpentier zog seine Uhr und sagte:

— Noch fünf Minuten... Aber da fällt mir ein, kannst Du Deine Pferde allein lassen?

— Wozu?

— Es wäre besser, Du wärest bei uns, und ganz bereit zu Dem, was Du weißt...

— Du hast Recht. Ich sehe dort eine Weinschenke, ich will den Aufwärter bitten, meine Pferde zu hüten.

Einen Augenblick nachher gingen Morand und Charpentier mit Hülfe ihrer kräftigen Schultern über den bereits ganz von der Menge bedeckten Blumenkai, Beide gelangten bald in die erste Reihe der Zuschauer; sie mischten sich unter die Leute, von denen wir soeben gesprochen haben; diese bildeten an diesem Orte die Hecke, und schienen einfache Neugierige zu sein; zwei von ihnen wechselten mit Charpentier einige Worte aus, als sich ein dumpfes und langes Gemurmel in der Ferne hören ließ.

In diesem Augenblicke schlug es halb neun auf der Uhr des Gerichtspalastes.

— Und vor Allem rührt Euch nicht, bis ich gerufen habe: Habt Acht, — sagte Charpentier leise zu den neben ihm stehenden Männern, — und vor Allem belustigt Euch nicht mit den Gensdarmen, sonst ist Alles verloren...

Bald darauf erschien die Bedeckung.

Ein Piket von ungefähr zwanzig Gensdarmen mit einem Officier an der Spitze, eröffnete den Marsch.

Dann kam ein Fiaker, worin die Scharfrichter saßen.

Hierauf der Karren, unter der Bedeckung eines zweiten Pikets Gensdarmerie von derselben Stärke wie das erste.

Jakob Godefroy, nur mit einem Beinkleide und einem Hemde bekleidet, die Hände auf den Rücken gebunden, auf dem Karren stehend, trug die Stirn hoch und vor Begeisterung strahlend; sein langer blonder Bart, seine kühnen, glänzenden und weit offen stehenden blauen Augen, die leichte Röthe seiner Wangen, das Lächeln stolzer Heiterkeit, welches über seine Lippen zog, verliehen seinen Zügen einen Charakter voll Energie, Ruhe und Erhabenheit.

Von Zeit zu Zeit wandte er sich mit helltönender Stimme an das Volk, indem er sagte:

»— Meine Freunde ... meine Brüder ... ich sterbe ohne Furcht und ohne Vorwürfe ... Ich habe für die Freiheit von uns Allen gekämpft ... Muth ... Hoffnung und Einigkeit. Das Ausland hat uns diese Bourbons zurückgeführt, die Schande, den Abscheu Frankreichs! Sie werden unter der Verachtung und dem Hasse Frankreichs fallen ... wie Bonaparte, der Tyrann ... Bonaparte, der Verräther an der Republik, seiner Mutter, gefallen ist! ... Es lebe die Republik!«

Man muß sich mit der Erinnerung in die traurigsten Tage der Reaction von 1815 zurückversetzen, um die grimmige Energie dieser Worte zu fühlen.

Die Menge bewunderte Godefroy's Muth, aber sie fürchtete sich, so zu sagen, die heftigen Herausforderungen des Verurtheilten, dieses unbezwinglichen Feindes des Königthumes zu hören.

Ein tiefes Schweigen der Bestürzung, der Bewunderung und des Entsetzens herrschte daher auf dem Wege Godefroy's.

Als der Karren, indem er an der Ecke der Brücke ankam, sich auf diese Weise auf der Höhe der doppelten Hecke der Faubourger befand, trug sich ein gewaltsamer Auftritt zu.

Charpentier rief mit klangvoller Stimme:

— Habt Acht! ...

Sogleich fielen die Männer, die das Piket der Avantgarde vorübergehen und die Brücke hatten betreten lassen, über den Wagen der Scharfrichter her, welcher dem Piket folgte, warfen ihn an dem Eingange der Brücke um, fügten ihm, indem sie dieselben gleichfalls umwarfen, die beiden Wasserträger-Tonnen hinzu, von denen ich gesprochen habe, und bildeten so eine Art von Barrikade, welche den für einen Augenblick so von dem verhängnißvollen Karren abgeschnittenen Gensdarmen der Avantgarde unüberschreitbar war.

Während ein Theil der Leute Charpentier's so manövrirte, fielen die Anderen, indem sie gleichzeitig handelten, in Masse über das Piket der Nachhut her, packten die Pferde bei den Zügeln, klammerten sich an die Beine der Reiter und warfen auf diese Weise mehrere, welche durch diesen Angriff überrascht waren, aus dem Sattel.

Unter der Begünstigung dieses entsetzlichen Getümmels und dieses Handgemenges blieb der Karren zwei bis drei Minuten lang ohne Bedeckung. Charpentier und Morand, der Fiakerkutscher, welcher seinen weiten Karrik und seinen lackirten Hut abgelegt hatte, sprangen auf den Karren und durchschnitten die Stricke Godefroy's; dieser, einen Augenblick durch diese unerwartete Hülfe bestürzt, denn er glaubte fest zum Tode zu gehen, nahm bald wieder seine Kaltblütigkeit und seine gewöhnliche Energie an, und war mit einem Sprunge von seinem Karren.

— Zieh den Karrik an und setze Morand's Hut auf, — sagte Charpentier zu ihm, — folge ihm ... er wird Dir Alles sagen ... Lebe wohl, Bruder.

— Ich danke, Charpentier, — antwortete ihm Godefroy einfach, indem er ihm die Hand drückte. In einem Augenblicke hatte er den Karrik angezogen und nahm den Hut des Kutschers, der darunter mit einem Ueberrocke bekleidet, aus seiner Tasche eine Mütze zog, sie aufsetzte, und, indem er dem Verurtheilten den Arm gab, ihn rasch nach dem Fiaker fortzog, wobei er im Gehen zu ihm sagte: — Herr Godefroy, Sie werden auf den Bock steigen, ich in den Wagen ... Fahren Sie im Galopp nach der Barrière d'Enfer. Sobald Sie außerhalb von Paris sind, werden Sie anhalten. Ich werde Ihnen das Uebrige sagen.

Wie gesagt, so geschehen.

In einigen Sekunden kam Godefroy zu dem Fiaker, stieg auf den Bock, während Morand in den Wagen sprang, welcher mit zwei frischen Pferden schnell die Barrière d'Enfer erreichte.

Alles dieses trug sich so plötzlich zu, daß der Fiaker bereits fern war, als es den Gensdarmen des Pikets der Avantgarde mit großer Mühe gelang, den Wagen der Scharfrichter und die beiden Wasserträger-Tonnen zu beseitigen, welche, indem sie ihnen den Weg versperrten, sie verhindert hatten, dem Piket der Nachhut, das sie angreifen sahen, zu Hülfe zu kommen. Diese

Bedeckung war außerdem wie durch Zauber befreit, als Charpentier, nachdem er Godefroy und Morand mit dem Auge bis nach dem Eingange der Straße gefolgt war, wo der Fiaker hielt, sie im Wagen aufbrechen sah und mit klangvoller Stimme ausrief:

— Auf den Weg!!

Der Angriff hatte mit so viel Uebereinstimmung stattgefunden, die Befreiung Godefroy's war so schnell vor sich gegangen, daß unter der Begünstigung des von einem solchen Ereignisse unzertrennlichen Getümmels die Faubourger, indem sie sich durch eine dichte Masse schlichen, nach verschiedenen Seiten entkamen, sich einzeln, diese in ihre Werkstätten, jene in ihre Wohnung begaben; zwei oder drei von den Urhebern dieses kühnen Streiches fielen nur in die Hände der Gensdarmen, und sie wurden nach einigen Monaten Gefängniß wierer freigelassen.

Der Fiaker, welchen Godefroy fuhr, kam an der Barrière d'Enfer an und fuhr weiter; Morand, der auf dem Vordersitze des Wagens saß, deutete dem improvisirten Kutscher den Weg an, den er einschlagen mußte. Als man so eine halbe Stunde gefahren, kam man auf einen kleinen Weg, der nach einem abgesonderten Hause auf der Ebene von Montrouge in der Nachbarschaft eines tiefen Steinbruches führte.

Der Steinbrechermeister stand seit langer Zeit vor seiner Thür, indem er ruhig seine Pfeife rauchte; so-

bald er in der Ferne den Wagen herankommen sah, ging er ihm entgegen und gab dem Kutscher einen Wink vor einem Haufen von mehreren ungeheuren, kürzlich aus dem Steinbruche gezogenen Steinen zu halten; der Wagen hielt, und während Godefroy von dem Bocke stieg, hob der Steinbrechermeister ein vom Schutt verborgenes Bret auf, welches die Mündung einer Art von Schacht bedeckte.

— Herr Godefroy, — sagte der Steinbrecher, — Sie werden durch diese Oeffnung gleiten; sie ist nur sechs Fuß tief; Sie werden dann gerade vor sich gehen, indem Sie sich bücken, der Schein eines Lichtes wird Sie leiten, und Sie werden Kleider und Erfrischungen in diesem Keller finden. Heute Abend werde ich Sie durch einen andern Schacht besuchen. Machen Sie sich geschwind fort... Ich sehe dort Fuhrleute, und man darf nicht bemerken, daß der Fiaker hier lange gehalten hat. Godefroy legte den Karrik und Morand's Hut ab, drückte ihm die Hand und verschwand durch die Mündung des Schachtes.

— Du, mein Alter, — sagte der Steinbrecher zu Morand, — steige geschwind wieder auf Deinen Bock, während ich den Eingang des Schachtes wieder verdecke. ... Ich bürge für Alles... Laß Madame Raymond und ihrem Sohne sobald als möglich wissen, daß sie über Herrn Godefroy unbesorgt sein können... Und unter uns gesagt, er ist auf eine schöne Weise entkommen.

— Glücklicherweise sind die Freunde da, — antwortete Morand, indem er in der Eile seinen Karrik anzog; hierauf stieg er wieder auf seinen Bock und sagte zu dem Steinbrecher:

— Zu größerer Vorsicht werde ich einen Umweg machen und durch die Barrière des Bons-Hommes zurückkehren, das wird viel sicherer sein . . . Adieu, Alter.

— Auf Wiedersehen, — sagte der Andere, und er beschäftigte sich damit, sorgfältig den Eingang des Schachtes unter Steintrümmern zu verbergen.

. . . .

Als ich alle die Umstände von Godefroy's Befreiung erfuhr, war ich auf das Höchste über die fast alterthümliche Einfachheit überrascht, mit welcher diese entschlossenen Männer, diese durch einen gemeinsamen Glauben verbundenen Brüder sich für einander ohne Prunk und ohne Redensarten aufopferten, ein Beweis davon ist die heldenmüthige lakonische Aeußerung Godefroy's an seinen Retter, der ihn mit Hülfe seiner Gefährten einem gewissen Tode entriß:

— Ich danke, Charpentier.

Sagte diese Aeußerung nicht, daß, was Alle für Jeden thaten, Jeder für Alle mit derselben Einfachheit der Aufopferung gethan haben würde?

Damals verstand ich den ganzen Umfang der Worte.

Jean Raymond's, als er, da er meine fast geringschätzende Ueberraschung bei dem Anblicke der geringen Freunde seiner Mutter sah, stolz zu mir gesagt hatte, solche Freunde wären selten.

Nachdem Jakob Godefroy vorsichtigerweise ohngefähr einen Monat lang in dem Verstecke des Steinbrechermeisters geblieben war, leitete er die Spione der Polizei irre, und es gelang ihm nach England zu gehen.

Madame Raymond, zu gleicher Zeit als ihr Bruder verhaftet, war wegen Verhehlung revolutionärer Sinnbilder und wegen Mitschuld der Aufregung zum Umsturze der bestehenden Regierung zu mehreren Jahren Gefängniß verurtheilt worden; ein abgeschmacktes, in allen Punkten ungerechtes Urtheil, aber die Richter der Restauration bekümmerten sich wenig um die Vernunft und um die Gerechtigkeit.

Mit einem Briefe der Madame Raymond versehen, holte Charpentier am Tage nach der Befreiung Jakob Godefroy's Jean von Saint-Barbe ab, das er für immer verließ.

Ich befand mich damals in der gefährlichsten Periode meiner Krankheit, und sah daher Raymond vor seinem Austritte aus der Schule nicht wieder; nur erfuhr ich zur Zeit meiner Genesung durch Hyacinth, daß Jean, als er ihn verließ, zu ihm gesagt hatte:

— Ich verzeihe Ferdinand . . . wenn ich ihn für fähig gehalten hätte, meine Mutter und meinen Onkel

aus Bosheit anzuzeigen, so würde ich ihn sich haben aus dem Fenster stürzen lassen, oder ich hätte ihn, wie ich glaube, selbst hinausgeworfen; denn sein Verrath wäre tausend Male schändlicher als die Anzeige Levasseur's gewesen, der am Ende nur das Gewerbe eines Spions trieb. Ferdinand hat das Böse aus Schwäche, aus Leichtsinn gethan, wie er es immer thun wird. Er flößt mir nur ein verächtliches Mitleid ein.

— Du mußt ihm verzeihen und ihn bedauern, Jean, — sagte der gute und zärtliche Hyacinth zu ihm. — Du kannst Dir nicht vorstellen, was er seit diesem unglückseligen Tage leidet; in den Fieberphantasien ruft er Dich und bittet Dich um Verzeihung; er fleht Dich an, er klagt sich an, er erkennt sich als unwürdig ... Kurz, die beständige Qual seines armen verwirrten Kopfes ist, Deine Freundschaft wider seinen Willen verrathen zu haben ...

— Dann, — erwiderte Raymond, durch die Erinnerung an unsere Freundschaft gerührt, — wirst Du Ferdinand sagen, daß ich ihn bedaure und daß ich ihm verzeihe; mein Onkel ist Gott sei Dank gerettet. Was meine Mutter betrifft, so kenne ich ihren Muth, das Gefängniß wird sie nicht niederbeugen ... und ich hoffe, daß ich sie jede Woche werde sehen können.

In der That, Jean Raymond konnte diese fromme Pflicht erfüllen; bei seinem Austritte aus Saint-Barbe wohnte er dem Wunsche seiner Mutter gemäß bei Char-

pentier, einem ungebildeten Manne, der aber ein vortreffliches Herz und einen heldenmüthigen Charakter besaß.

Er trieb das Gewerbe eines Sattlers, seine Frau hatte einen kleinen Gemüsehandel in der Faubourg Saint-Antoine. Dank ihren beiden Gewerben und einem Leben von exemplarischer Sittenreinheit erfreuten sie sich eines bescheidenen Wohlstandes. Sie traten Jean Raymond eines von den Zimmern ihrer kleinen Wohnung ab; von nun an begab er sich täglich nach der Schule der Künste und Gewerbe, um dort die öffentlichen Vorlesungen zu hören; des Sonntags brachte er seinen Tag in dem Gefängnisse bei seiner Mutter zu, deren heitere Festigkeit sich während ihrer langen Gefangenschaft keinen einzigen Augenblick verleugnete.

Auf diese Weise endigte Jean Raymond seine Jünglingsjahre, indem er sich jeden Sonntag in das Gefängniß seiner Mutter begab, und die anderen Tage den Vorlesungen der Künste und Gewerbe beiwohnte, die er durch zahlreiche Studien vervollständigte. An dem Ende des Tages erreichte er den bescheidenen Herd des Handwerkers wieder, dessen frugales Mahl er theilte; dann wohnte er am Abend oft geheimen Zusammenkünften bei, die aus einfachen, rechtschaffenen, arbeitsamen Männern der Faubourg Saint-Antoine bestanden, die trotz den Blendwerken der Kaiserzeit und der schrecklichen monarchischen Reaction von 1815 ihrem republikanischen Glauben treu geblieben waren.

Mehrere von diesen Männern hatten den Vater Raymond's gekannt, waren mit ihm an die Grenze marschirt und hatten seiner patriotischen Stimme in dem Convente Beifall gezollt, wo er neben seinem Schwager Jakob Godefroy auf dem Gipfel des Berges saß; Alle stimmten darin überein, daß bei diesen beiden Schwägern, die sich zärtlich liebten und sich zu derselben Meinung bekannten, sich nie ein unerschütterlicherer Muth mit großmüthigeren Seelen vereinigte. Gar viele Male hatten sie durch ihre glühende und ergreifende Beredtsamkeit schreckliche Repressalien verhindert, die durch die Verbrechen und den Verrath der unversöhnlichen Feinde der Revolution vielleicht oft rechtmäßig waren.

Am neunten Thermidor mit Godefroy, sowie alle die strengen und erhabenen Köpfe geächtet, welche nach so vielen Stürmen die Morgenröthe einer allgemeinen Wiedergeburt aufgehen zu sehen glaubten, kehrte das Conventsmitglied Raymond unter dem Consulate mit seiner Frau wieder nach Paris zurück. Schon erschreckten oder empörten die ehrgeizigen Pläne Bonaparte's die aufrichtigen Republikaner; unter diesen befanden sich Arèna, welcher, ein neuer Brutus, wie man sagt, den neuen Cäsar erdolchen wollte; wenn das Verbrechen beschlossen war, so hatte es nicht einmal einen Anfang der Ausführung, und dennoch hatte Bonaparte die kalte Grausamkeit das Todesurtheil vollziehen zu

lassen, welches am 30ten Januar 1802 (im Jahre X der Republik) nicht allein Arèna traf, sondern auch noch seine vorgeblichen Mitschuldigen: Cerachi, Topino-le-Brun, Demerville und Diana; auf diese Weise fielen diese fünf Köpfe, die ein Wort der Gnade Bonaparte's hätte retten können.

Ein sechster fiel noch viel später, nämlich der des Conventsmitgliedes Raymond; das einzige Verbrechen dieses neuen Opfers war ein glühender Republikaner zu sein und Arèna genau gekannt zu haben. Aber weit davon entfernt ihn zu dem Morde Bonaparte's anzutreiben, hatte Raymond im Gegentheile seinen ganzen Einfluß auf seinen Freund dazu angewandt, ihn von diesem Morde abzubringen, indem er ihm dieses abscheuliche Verbrechen als einen unauslöschlichen Flecken der republikanischen Partei zeigte.

Unglücklicherweise für das ehemalige Conventsmitglied wurden seine häufigen Zusammenkünfte mit Arèna bestätigt; nach der Hinrichtung dieses letztern fand man zahlreiche Briefe Raymond's. In diesem Briefwechsel hauchte er seinen Schmerz und seine Empörung darüber aus, Frankreich sich dem Despotismus Bonaparte's entgegenwerfen zu sehen, der seine freiheitsmörderischen Pläne nicht einmal mehr verbarg; es bedurfte nicht mehr, um das ehemalige Conventsmitglied als den Mitschuldigen von Arèna's Verbrechen ansehen zu lassen, dessen Schicksal er später theilte.

Jakob Godefroy's Verurtheilung zum Tode, die Gefangenschaft der Madame Raymond, das waren also die Folgen meiner Plauderhaftigkeit auf der Schule gewesen. Eine erste und traurige Seite meiner Jünglingsjahre.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Miß Mary
oder
die Erzieherin.
Roman
von
Eugen Sue.
Deutsch
von
Wilh. Ludw. Wesché.
3 Bde. 1 Thlr.

Der Waldgänger.
Roman aus Amerika's Urwäldern
von
F. v. Bellemare.
(Gabriel Ferry.)
Aus dem Französischen übersetzt
von
Wilh. Ludw. Wesché.
8 Bde. 8 Thlr.
